



Stadt
Schlieren

JAHRHEFT 2020

KOMMISSION
ORTSGESCHICHTE

Schlieremer Zeitzeugen

Teil 1



IMPRESSUM

HERAUSGEBER	Stadt Schlieren, Kommission Ortsgeschichte
AUTOR	Philipp Meier
LEKTORAT	Peter Hubmann, Marianne Bühler
FOTOS	zvg, Quellenverzeichnis auf Seiten 54 und 55
SATZ/GESTALTUNG	Charly Mettier
PRODUKTION	Steinemann Print AG, Schlieren
AUFLAGE	500 Exemplare

Vorwort

The past is never dead. It is not even past.

Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen.

*William Faulkner, USA
Literaturnobelpreisträger*



Philipp Meier, Autor
Kommission Ortsgeschichte Schlieren

Liebe Leserin, lieber Leser

Wir treffen in Schlierens Geschichte ja nicht auf Nobelpreisträger, Generale oder Bischöfe. Wir ehren unsere Vorfahren auch nicht besonders – es gibt keine Hans-Bachmann-Strasse und auch keinen Kurt-Scheitlin-Platz. Warum denn hier von diesen Schliernerinnen und Schliernerern trotzdem berichten?

Nun, eigentlich verdient ja jeder Mensch, dass er nicht vergessen wird. Die Personen, die in diesem Jahrheft vorgestellt werden, haben in unserer Stadt etwas bewegt – im Guten oder auch im Schlechten. Es sind Menschen, derer wir mit Stolz oder Unmut, vielleicht Verwunderung und Nachdenklichkeit gedenken. Wir sehen ein Mosaik – einen farbigen Alltag – mit einigen grellen Streiflichtern. Vielleicht freuen wir uns und sind ein wenig stolz auf die eine oder andere Geschichte; möglicherweise möchten wir lieber den Mantel des Schweigens über eine andere Vita breiten.

In diesem Sinne möchte ich Ihnen zwölf Menschen vorstellen, durch deren Leben wir auch ihre Zeit und die Lebensumstände erkennen, fast wie in einem Spiegel. Die Auswahl ist subjektiv; sie ist auch nicht abschliessend. Nächstes Jahr fahren wir mit einem zweiten Jahrheft zu Schliernerern

Zeitzeugen fort: Wer weiss, vielleicht folgen in Zukunft weitere Porträts? Im nächsten Heft berichten wir über Werner von Aesch, Heiri Meier und Maria Ghiringhelli, um nur einige zu nennen.

Gut oder Böse – die Porträtierten lebten in unserer Stadt, welche früher noch ein Dorf war. Ihre Zeit ist ja nicht so lange her. War sie besser oder schlechter? Ich halte es diesbezüglich mit Theodor Fontane: *Es ist denn auch ein barer Unsinn, immer von der „guten alten Zeit“ oder wohlgar von ihrer „Tugend“ zu sprechen; umgekehrt, alles ist um vieles besser geworden.*

Nur die wenigsten dieser Menschen habe ich persönlich noch gekannt, ihr Porträt habe ich aus Quellen und mündlichen Überlieferungen erstellt, so gut ich eben konnte. Hoffentlich bin ich ihnen einigermaßen gerecht geworden, mein Bemühen war ehrlich, mein Respekt gross. Ich habe dieses Ziel gewiss nicht immer erreicht – wo nicht, bitte ich um Nachsicht.

Was fast fehlt, sind die Lebenslinien von Frauen. Sie blieben als Partnerinnen häufig im Hintergrund und doch verdanken ihre Männer ihnen alles!

So isch es, das isch eifach d'Rolle vo de Frau gsi, hörte ich immer wieder. Ich habe versucht, ihnen dennoch eine Stimme zu geben. Aber während der Arbeit ist mir schmerzlich klar geworden, dass unsere Gesellschaft den Frauen ihren Platz immer noch zu wenig einräumt.

Viele Familienmitglieder und Nachkommen der Porträtierten haben mir geholfen, viele Archive waren mir zugänglich, viele Türen gingen auf. Ich möchte allen von Herzen danken, die mich geduldig empfangen haben – ohne sie wären diese Texte nicht entstanden.

Mein Dank richtet sich ganz besonders an Peter Hubmann, Peter Ringger und Charly Mettier für ihre Hinweise, Aufmerksamkeit und ihre geduldige Begleitung. Eine vollständige Liste meiner Quellen finden Sie auf den Seiten 54 und 55.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Inhalt	2
Leni Altwegg – Vorkämpferin und Philosophin	3
Hans Bachmann – Schlierens fotografisches Gedächtnis	7
Edi Böhringer – Ein Jahrhundert in Schlieren	11
André Stücker alias Chiko – Hochstapler und Clown	15
Dr. Ursula Fortuna – Schlierens Chronistin	19
Caroline Geistlich – Güte und Hilfsbereitschaft	23
(Johann) Heinrich Keller – Taubstummenlehrer und Aufklärer	27
Theodor Mengis junior – Bahnangestellter und Scharfrichter	33
Kurt Scheitlin – Pfarrer, Gründer der Dargebotenen Hand	37
Dr. h.c. Hans Stierlin – Ein Pionier und Revolutionär	41
Sepp Stocker – Ländlerkönig mit Geschäftssinn	45
Ruedi Weidmann – Bauer, Dichter, Friedensrichter	49
Quellenverzeichnis	54
Bisher erschienene Jahrhefte	56

Vorkämpferin und Philosophin

Leni Altwegg, 28. Mai 1924 bis 6. Dezember 2019

**„Ich habe gelebt, und es war gut.
Alles Gelingen war Geschenk und
alles Misslingen nützlich.“**

Wer in hohem Alter mit solchen Gedanken zurückblickt, der strahlt Gelassenheit und Fröhlichkeit aus – und eine Ruhe, die ihre Kraft aus allen Momenten des Lebens schöpft, den hellen und den dunklen.

Leni Altwegg zu treffen war ein kritischer, aber immer hoffnungsvoller Streifzug, vorbei an Ereignissen der grossen Weltgeschichte. Aber auch ein manchmal schmunzelndes Erinnern an den Alltag und die Verhältnisse in der kleinen, überschaubaren Welt unseres Landes. Es fehlten nicht die Wut und der Ärger über Engstirnigkeit, nicht die Hoffnung auf Umbrüche, nicht die Enttäuschung über ausgebliebene Entwicklungen. Doch die Frau, die ursprünglich gar nicht Pfarrerin werden wollte, hatte auch ein weites Herz: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen (Johannes 14,2)“ – also ein gemeinsames Dach, unter dem verschiedene Meinungen Platz haben.

Von der Arztsekretärin zur Laborantin und Werkstudentin

Magdalena Elisabeth Altwegg, genannt Leni – dabei blieb sie lebenslang – wuchs in einem sehr strenggläubigen Elternhaus in Wädenswil auf. Ihr Vater war Primarlehrer. Eigentlich wollte sie studieren, aber die Verhältnisse liessen das nicht zu. Also machte sie 1943 das Handelsdiplom an der damaligen Töcherschule und trat ihre erste Stelle als Arztsekretärin im kleinen Landspital von Wald ZH an. Dort erledigte sie öfters kleinere Laborarbeiten, und so folgte 1945 eine Anlehre im medizinischen Labor des Kantonsspitals St. Gallen und verschiedene Stellen als med. Laborantin, z.B. bei einem Hausarzt in Sursee und im Spital in Grenchen. Aber letztlich passete ihr die helfende Frauenrolle nie und



*Frau Altwegg in
Schlieren um 1965.*

Laborantin war kein Beruf fürs Leben. So übernahm sie ab 1956 einen „Brotberuf“ im Büro der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft. Daneben folgte sie dem Abendgymnasium an der Juventus Zürich, wählte Latein und Altgriechisch und schloss 1958 mit der eidgenössischen A-Matur ab. Damit war eine Weiche gestellt. Aber was studieren? Geisteswissenschaften sollten es sein, und mit Menschen wollte sie zu tun haben, aber ins Lehramt wollte sie nicht. So fiel ihre Wahl fürs Studium schliesslich auf Theologie. Bis zum zweiten Propädeutikum war sie Werkstudentin und leitete ein Studentinnen-Wohnheim. So merkwürdig es tönt: Die Theologie war ihre Chance, sich aus der evangelikalen Enge des Elternhauses zu befreien. Und während die Jungmädchenjahre sehr unpolitisch verliefen, fühlte sie sich nun im Escherbund bei den Religiös-Sozialen, die sich auf den

Theologen Leonhard Ragaz beriefen, sofort daheim. Die Bewegung setzte sich – im Horizont des Reiches Gottes – für den Frieden und einen christlichen Sozialismus ein.

Der Vollständigkeit halber: Ihr Chef in Wald war Sanitätsoffizier gewesen, „total militärrückwärts“, und so meldete er sie gleich zum FHD an. Den Dienst absolvierte sie 1963 im Lazarett in Olivone, dazu kam ein späterer Kurs auf der Stöckalp. „Wir waren ja so patriotisch damals und hatten alle das Gefühl, wir müssten die Schweiz verteidigen“, erinnert sie sich.

Im Pfarramt Schlieren angekommen: Erste Pfarrerin im Kanton Zürich

Während des Studiums dachte Leni Altwegg für die Berufsperspektive an etwas Soziales: Die Leitung eines Hilfswerkes oder Ähnliches schwebte ihr vor. Dennoch bewarb sie sich

um eine Pfarrstelle in Schlieren – und wurde gewählt, auf Betreiben auch des damaligen Kirchenpflegepräsidenten, des Lehrers Hans Briner. Zusammen mit ihrem leicht behinderten Bruder Gerhard, von dem sie sagte, er sei „der beste von uns Geschwistern“, wohnte sie am Heimeliweg.

Dass eine Frau die Stelle in Schlieren übernehmen konnte, war alles andere als selbstverständlich. „Ich fand es immer lustig, dass ich Pfarrerin sein, aber noch nicht mal abstimmen durfte“. Ordinieren lassen konnten sich Frauen schon seit 1913, aber die Wahlfähigkeit als Pfarrerin erhielten sie jedoch erst im Jahr 1963 durch den Regierungsrat; vorher durften sie nur als Pfarrhelferinnen amten. So kam es, dass sie 1965 in der Arbeitergemeinde Schlieren ihre erste Pfarrstelle antrat, neben den Pfarrherren Scheffeldt und Eglin. Die Arbeiter kamen allerdings, wie sie merkte, schon damals nicht in die Kirche... Immerhin: Als Frau im Pfarramt akzeptiert zu werden war kein Problem, weder in der Gemeinde noch vonseiten der Kollegen. Ihre Schwierigkeiten lagen anderswo: „Ich war zu wenig fromm und zu politisch“, sagte sie von sich selbst. „Ich war damals Mitglied der EVP, wie auch viele andere, die sich nicht in die SP trauten.“ Nicht zuletzt deshalb, weil die Partei die Frauen ernst nahm und sie intern auch abstimmen liess.

Ein Beispiel für ihre offene Theologie: In ihrer Wohnung am Heimeliweg wurden nun regelmässig Predigt-Vorbereitungen mit Laien abgehalten. In der Stube besprachen etwa sechs Laien die Bibelstelle, die am kommenden Sonntag behandelt wurde – Frau Altwegg nahm sich zurück, liess die Menschen ihre Perspektive einbringen, und manches davon fand sich in der Sonntagspredigt wieder. Eigentlich am liebsten führte sie Abdankungen durch, weil man da den Menschen am nächsten ist. „Allerdings musste ich



Nachdenklich....

immer aufpassen, dass ich nicht weinen musste, wenn ich über eine mir nahestehende Person sprach – ich bin so nahe am Wasser gebaut.“

Das Miteinander der Kirchgemeinden in Schlieren muss recht harmonisch und fröhlich gewesen sein; jedenfalls führten die Pfarrer und die Pfarrerin am Kirchgemeindenachmittag ein gemeinsames Cabaret auf, machten sich über sich selbst lustig, spielten Szenen aus dem Alltag. Ein voller Erfolg im „Salmen“. Frau Altwegg erinnerte sich noch an viele ihrer ehemaligen „Schäfchen“, hatte immer noch Kontakte, und wenn man heute mit älteren Schlieremern über sie spricht, so hört man viel Bewunderung für diese Pionierin. Ehemalige Konfirmanden denken auch heute, viele Jahre später, noch sehr gerne an sie. Einige der jungen Männer aber kamen anfänglich nur unwillig zu ihr und „bockten“, wie Frau Altwegg sagte. Sie erzählte sehr nüchtern, dass die Jungen sich dann „ergaben – wohl weil sie spürten, dass ich mich echt um sie bemühte.“ Beim Abschied 1975 bekam sie oft zu hören, wie sehr die Gemeinde bedauerte, nun keine Frau mehr als Pfarrerin zu haben. Adliswil wurde ihr neuer Wirkungsort. Hier wehte aber ein anderer Wind: In Schlieren, Zeit der 68er-Jahre, wurde ihre Art akzep-

tiert, und die Kirchenpflege stand hinter ihr. In Adliswil stiess ihr Einstehen für die Jugendlichen hingegen auf teilweise heftigen Widerstand.

Ebenso unprätentiös schilderte Frau Altwegg, warum sie ihre erste Pfarrstelle ausgerechnet nach Schlieren führte: Der Präsident der Kirchenpflege, Hans Briner, stand kurz vor seiner Pensionierung. Er wagte die Pioniertat, weil sie „nicht mehr so jung“ – und weil Schlieren halt als Kirchgemeinde in Konkurrenz zu anderen nicht so attraktiv sei. Dennoch war die Schlieremer Zeit auch prägend. Sie wandelte Frau Altweggs Sicht aufs Pfarramt: Es sollte nicht mehr „Lieferant“ von Theologie und allenfalls einer Lebenshaltung sein, sondern die theologische und vor allem menschliche Begleitung im Alltag. Das ist „nicht reflektiert, sondern erlebt – sehr zu meinem Besten“, wie sie fand.

Begegnung mit Silja Walter

In die Schlieremer Zeit fällt die Freundschaft mit der Klosterfrau Silja Walter (1919-2011). Dass eine reformierte Pfarrerin und eine katholische Klosterfrau Seelenverwandte sind, mag überraschen – aber es ist wohl ein weiterer Ausdruck für die Offenheit von Frau Altwegg. Sie sagte, dass die Begegnung mit der Mystikerin aus dem Kloster Fahr ein Erweckungserlebnis war, ein „Coup de Foudre“. Die beiden trafen sich regelmässig während 40 Jahren. Silja Walter las vielleicht etwas aus ihrem Werk vor, und Leni Altwegg fand es wunderschön, konnte ihr nicht immer folgen, wurde aber vom Text berührt. Die Gewissheit „Gott hat mich gern“ war da.

1972 schuf Leni Altwegg, sie war im Vorstand des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz, zusammen mit Silja Walter und vielen anderen, eine Tanz-Liturgie mit Choreographie für den oekumenischen Weltgebetstag der Frauen. Es ging ihr um einen echt

weiblichen Input, in dessen Zentrum der Tanz „Lord of the Dance“ stand, gedacht als liturgische Erneuerung.

Die politische Seite der Leni Altwegg

Bekannt wurde sie in den 70er-Jahren durch das „Wort zum Tag“ und ihre Radio-Predigten; sie kam gut an mit ihrer Stimme. Nicht selbstverständlich, wie ein kleines Schlaglicht aus jenen Jahren zeigt: Die NZZ (Neue Zürcher Zeitung) schrieb um 1970 im Zusammenhang mit den Wahlen in die reformierte Synode, dass Frau Altwegg eine Frau sei, ginge ja noch; dass sie eine Linke sei, auch – aber beides zusammen nicht. Frau Altwegg sagte aber von sich selbst, sie sei stets politisch gewesen – also „links“. „Mutig bin ich nicht, ich bin naiv! Für mich ist Gerechtigkeit einfach logisch. Ich begreife nicht, dass man das immer noch nicht einsieht.“ Für diese Haltung wurde sie in den 70er-Jahren von der Bundespolizei fichiert, v.a. im Zusammenhang mit Südafrika (siehe nächstes Kapitel).

Das bis 1971 fehlende Frauenstimmrecht in der Schweiz war für sie eher eine Lachnummer. Dass die fremdenfeindliche Schwarzenbach-Initiative 1970 in Schlieren mit über 70 % Ja-Stimmen angenommen wurde, entsetzte sie. Gesamtschweizerisch wurde sie relativ knapp abgelehnt. Zur Zeit der Zürcher Unruhen 1968 lagen ihre Sympathien auf der Seite der Jungen. Kurz vor Weihnachten 1980 folgte sie dem Aufruf zu einer „Demonstration der älteren Unzufriedenen“ – und erschrak fast, was für eine Macht als Rednerin sie hatte.

War Frau Altwegg eine feministische Theologin? Gewiss: Sie war Mitglied bei der 1991 gegründeten IG Feministische Theologinnen; sie gestaltete Frauengottesdienste und Liturgien, war beeinflusst von der Theologin Marga Bührig und der Theologin,



... fröhlich und offen

Schriftstellerin und Dichterin Dorothee Sölle. In den 70er-Jahren war die Zeit reif, dem weiblichen Element in der (reformierten...) Kirche Raum zu geben, reif eben für eine feministische Theologie. Das sollte sich aber nicht bloss an Äusserlichkeiten zeigen. Ob z.B. im sprachlichen Ausdruck die explizite Erwähnung beider Geschlechter sinnvoll ist, bezweifelte sie: „Doppelnennungen wirken eben gekünstelt. Sie machen die Sprache plump. Gottesbilder sind ohnehin schwierig, denn hinter jedem Bild steckt wieder ein Mensch, ob nun Mann oder Frau, das möchte ich vermeiden. Dieses Dilemma können wir nicht lösen, und es ist auch nicht eine wesentliche Kategorie.“

Sie erklärte in einem Interview: „Ich bin stolz, eine Frau zu sein. Wir sind nicht einfach bessere Wesen. Aber für vieles wären wir besser geeignet als Männer... Wenn es um ein grundsätzliches Wohlwollen einander gegenüber geht. Um das Bewahren und Erhalten des Lebens.“

Rückblickend sagte sie: „Ich war gegen die Rechten und musste darum für die Linken sein. Und es tat mir in der Seele weh, dass die auch nicht gut waren.“ In anderem Zusammenhang erklärte sie: „Die Schwarz/Weiss-Zeichnung hat Zwischentöne erhalten. Ich bin mir dessen bewusst, dass Gott auch meine Gesinnungs-Feinde liebt, ob mir das passt oder nicht. Ich kann gegnerische, „rechte“ Argumente eher einmal akzeptieren,

zumindest unbefangener einbeziehen. Und ich bin immer überzeugter, dass Fundamentalismus jeglicher Prägung die Wurzel fast allen Übels ist.“

Prager Frühling, Allende, Apartheid und Mauerfall

„Man muss Partei nehmen können“ war Teil von Frau Altweggs Selbstverständnis – weit über ihre Arbeit als Gemeindepfarrerin hinaus. So war Leni Altwegg u.a. Gründungsmitglied zusammen mit Marga Bührig bei den Frauen für den Frieden; sie kämpfte an vorderster Front bei der Anti-Apartheid-Bewegung Schweiz, gegründet 1975 von Pfarrer Paul Rutishauser. Sie verfolgte tief bewegt die Aufbruchbewegungen hinter dem Eisernen Vorhang und den Kampf des chilenischen Präsidenten Salvador Allende um die Demokratie in seinem Land.

Der Zufall wollte es, dass sie am 1. Mai 1968 während eines von Holändern geleiteten Ferienseminars in Prag weilte. Sie erlebte, wie die ganze Stadt unterwegs war, vibrierte, wie aus allen Gassen Musik erklang, wie das Volk auf den Wenzelsplatz strömte und auf der Tribüne die Helden des Prager Frühlings standen: Generalsekretär Alexander Dubcek, Präsident Ludvik Svoboda. Alle pilgerten vorbei, schüttelten deren Hand... und Leni Altwegg weinte, als im August die russischen Truppen einmarschierten. Genau gleich wie 1973, als Allende in Chile weggeputscht wurde.

1970 nahm sie als Vertreterin des Evangelischen Frauenbundes an der Versammlung des Reformierten Weltbundes in Nairobi teil und fuhr anschliessend zum ersten Mal nach Südafrika, in die damalige RSA. (Republic of South Africa, bis 1961 Union of South Africa. Immer noch konnten nur Weisse Bürger sein; das Land hatte den Commonwealth verlassen müssen wegen der internationalen Kritik an der Apartheidspolitik.)

„Die schreiende Ungerechtigkeit machte mich fassungslos“, wie sie in einem Interview noch 2019 sagte. Dem Land war sie mit Herzblut verbunden. Sie erlebte das System und die Repression der Apartheid, schloss Freundschaften, reiste nachher alle zwei Jahre hin, mit Gruppen und Delegationen, aber auch alleine. An einer Kundgebung auf dem Zürcher Paradeplatz hielt sie eine Rede über den reichen Jüngling in der Bibel, aber Demonstrationen waren nicht so ihr Ding, wie sie sagte. Sie beherbergte südafrikanische Gäste jeder Couleur in ihrer Amtswohnung, war Präsidentin der Anti-Apartheid-Bewegung der Schweiz. „Wir Schweizer fühlen uns unschuldig, wir hatten ja keine Kolonien! Aber wir sind zum Beispiel durch unsere Bankgeschäfte mittedrin – und unser Land hat sich nie an den Uno-Sanktionen gegen Südafrika beteiligt.“ 1987 wurde sie pensioniert und reiste 1994 als Wahlbeobachterin der ersten freien Wahlen für zwei Monate nach Kapstadt. Sie erlebte dort am Fernsehen mit grosser Freude die Einsetzung Nelson Mandelas, des ersten schwarzen Präsidenten in Pretoria. 1997, bei seinem offiziellen Staatsbesuch in der Schweiz, lernte sie ihn auch persönlich kennen, mit einer herzlichen Umarmung. Von seinen Nachfolgern allerdings war sie enttäuscht.

Den Fall der Berliner Mauer 1989 erlebte sie zwiespältig. „Ich sass vor dem Fernseher und weinte. Ich hatte immer auf Versöhnung gehofft. Aber mit dem Idealismus und der Freiheitsliebe war es nicht so weit her, die Triebfeder war sehr materialistisch. Natürlich war es gut, dass die Mauer fiel. Aber die Festlaune, die störte mich.“

Kirche heute

Ihr Engagement entstand immer aus ihrer christlichen Grundhaltung und der Forderung nach Gerechtigkeit. Mit

der Situation der Kirche heute (u.a. Austrittsproblematik) war sie natürlich alles andere als glücklich. So beobachtete sie die Entwicklung mit den Kirchenaustritten mit Sorge, nahm sehr aktiv teil am Gemeindeleben in ihrer Kirchgemeinde Witikon und fand es richtig, dass diese sich, neben der Kirchgemeinde Hirzenbach, nicht mit den andern Stadtzürcher Gemeinden zusammengeschlossen hatte. „Die einzige Chance ist, dass die Kirche wieder ein Zuhause wird“, und aus dem Zusammenschluss werde sich kein Heimatgefühl bilden. „Was die Kirche macht genügt nicht, etwa die Pfarrer besser auszubilden. Eine Gemeinde lebt vom Chilekaff!“ sagte sie und hoffte, dass das in ihrer Gemeinde noch eine Weile so bleibe.

Aber nüchtern gesehen meinte sie, ist die Kirche vielleicht ein Auslaufmodell. „Man müsste zurück zu Jesus – und vielleicht etwas Ähnliches machen.“

Alter und Tod

Seit 2012 lebte Frau Altwegg nun in der kleinen Wohnung einer Altersresidenz in Witikon. Sie empfing einen mit wachen Augen, einem Kaffee und erzählte offen und gerne. Sie nahm Teil am Weltgeschehen, war eingerichtet mit Computer und bediente sich der modernen Kommunikationsmöglichkeiten. Körperlich ging es ihr ordentlich gut, obwohl auch sie die kleinen und grossen Einschränkungen des Alters spürte und die Kräfte abnahmen. Sie hatte schwere Tage hinter sich, Operationen, fühlte sich dem Tode nahe und wollte eigentlich nicht weiterleben. Sie war Mitglied von Exit, sah das als eine Art Versicherung, glaubte, dass man das erlauben sollte. Aber es passte nicht einfach so in ihren Vorstellungskreis. „Ich bin manchmal schon auch lebenssatt und möchte gehen, andererseits ist meine Lebenslust viel grösser, seit ich so alt bin. Es ist mir viel klarer, wer ich bin. Jetzt bin ich selbstsicherer, und



Als Wahlbeobachterin 1994 in Südafrika.

das trägt viel zu meiner Lebensfreude bei. Ich habe erst jetzt angefangen, wirklich zu geniessen.“

In ihren Beiträgen schrieb sie über die Unpässlichkeiten des hohen Alters, das schnelle Ermüden, die nötigen Medikamente, die Langsamkeit. „Werde ich noch an die Würde als Geschöpf Gottes glauben, als lallendes, hilfloses, auf andere angewiesenes, schmerzgeplagtes und sabberndes Geschöpf?“ Doch sie wurde immer noch häufig angefragt für Interviews und Beiträge zu Büchern oder Veranstaltungen – und sie war sehr glücklich, so noch gebraucht zu werden und nützlich zu sein.

Sie genoss, was sie noch konnte: Gespräche führen, den Geist schulen, Beziehungen haben. Ihre Gedanken zur letzten Etappe des Menschen auf Erden haben etwas Zeitloses: „Ich finde es überwältigend, dass es mich überhaupt gibt: ein bewegtes Pünktchen auf dem Erdball, der seinerseits ein Stäubchen ist im Weltall, unendlich unwichtig und doch am Leben. Manchmal habe ich ganz konkret das Gefühl, mich in die Wölbung des Weltalls schmiegen zu können, geborgen in einem unerklärlichen Wohlwollen.“

Die Begegnungen mit Frau Altwegg waren für den Chronisten berührend und bewegend. Sie ging am Ende so aus dem Dasein, wie sie es gelebt hatte: Selbstbewusst, dankbar und im Reinen mit sich. Sie war kritisch, selbständig und demütig; ein freier Geist bis zum Schluss.

Schlierens fotografisches Gedächtnis

Hans Bachmann, 26. August 1918 bis 15. April 2010

Hans Bachmann ist wohl „der“ Fotograf und Dokumentarist von Schlieren, ein Glücksfall für unsere Stadt.

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass er unser fotografisches Gedächtnis formte: In den 40er-Jahren, zu einer Zeit, wo das „Bewahren“ gar nicht modern und man froh war, wenn das „Alte Zeugs“ verschwand und neuem Platz machte, war er mit seiner Kamera unterwegs. Er hielt fest, was sonst unwiederbringlich auch aus der Erinnerung gelöscht worden wäre. Aus Spargründen machte er solche Aufnahmen meist auf Resten von anderweitig angefangenen Filmen.

Hans Bachmann wuchs in Richterswil auf und machte dort eine Fotografenlehre bei Heinrich Streuli. 1937 folgten die Lehr- und Wanderjahre in Genf, Ebnet-Kappel, Brunnen und Solothurn.

Während des Zweiten Weltkrieges leistete er 981 Dienstage als Artillerie-Beobachter und später als Fotograf an der Grenze im Aargau und im Baselbiet. Dabei gab es auch bange Momente: Beobachtungen in einer deutschen Kiesgrube schienen fast auf Invasionsvorbereitungen zu weisen – glücklicherweise mit „ziviler“ Erklärung.

Bei der 9. Division, der so genannten Gotthard-Division in Andermatt, waren seine Arbeiten Grundlage für die Berechnung von feindlichen Artillerie-Zielen. Geheimauftrag: Mit Objektiven von zwei Metern Länge und weiteren Spezialkameras der Armee fotografierte er Geländeabschnitte im ganzen Alpenraum, von Gletsch im Kanton Wallis bis St. Moritz nahezu jeden Zentimeter, wie er sagte. Fast schon abenteuerlich war dabei auch das Entwickeln und Wässern der Schwarz-Weiss-Filme in Dorfbrunnen und Bächen.



Hans Bachmann in seinem Geschäft, 50er-Jahre.

Schlieren: Wahlheimat für den Familienmenschen

Mitten im Krieg, 1942, heiratete er Emma Schmid, eine Bauerntochter aus Weiach, die er während seiner Lehrzeit noch in Richterswil kennen gelernt hatte, und zog nach Schlieren an die Bahnhofstrasse 13. Dass Bachmann nach Schlieren kam, war eher zufällig: Er konnte zu günstigem Preis eine Wohnung und ein Ladenlokal mieten, und dies erst noch in einer aufstrebenden Gemeinde ohne Branchen-Konkurrenz. Sein Fotogeschäft eröffnete er an der Badenerstrasse 1 in Räumen neben der Drogerie Brenner.

Seine erste Frau starb sehr plötzlich 1953 und er heiratete 1957 zum zweiten Mal, nämlich Rosmarie Rüetschi

aus Basel. Diese hatte sich zwar gesagt: „Niemals einen Mann mit Auto und Geschäft!“ Aber eben, schon bei der ersten Begegnung wussten die beiden, dass sie zusammen gehörten.

Bald wuchs die Familie um zwei Töchter, Rosmarie und Beatrice. Den Eltern bedeuteten die Kinder mehr als Geld, Gut und Ansehen. Mutter Rosmarie ging zwar bald wieder arbeiten, half im Geschäft mit und später in Drogerien und bei Ofen-Griender – aber im Mittelpunkt der Eltern standen die beiden Töchter. Als später vier Enkel zu betreuen waren, war es praktisch, dass sie alle in der Nähe, an der Leemannstrasse wohnten. So konnten die vier jeden Tag für kurz oder lang zu Omi und Opa. Und die hatten wieder ihre Aufgabe als Geschichtener-

zähler, Zeichner, Eisenbühner, Zuhörer oder ganz einfach Verwöhner.

Ein Fotograf – aber kein Geschäftsmann

Hans war ein Original, sehr gesellig, er ging – wie man so sagt – an jede „Hundsverlochte“ und wurde gerne dazu eingeladen. So war er lange Jahre ein gern gesehener Gast bei allen Anlässen, grösseren und kleineren Veranstaltungen, Hochzeiten. Da und dort wartete er bei einem Fest mit dem passenden Vers auf. Unterwegs u.a. mit seiner Horseman 6x9-Kamera, war er fachlich hervorragend – aber ein harter Geschäftsmann war er nicht. Er fotografierte, und was er festhielt, stellte er dann in seinem Geschäft aus. Diese Präsentationen – so gut sie waren – brachten natürlich keinen Gewinn: Die Leute fanden das interessant, aber kauften die Bilder selten.

Sein Werbeständer vor dem Geschäft „Händ Sie en Film für de Sunntig?“ blieb dennoch in Erinnerung. Er war

der Freund und Kollege vieler, arbeitete als solcher für ein Trinkgeld, wurde da und dort natürlich auch ausgenutzt. Das Fotografieren lag ihm näher als die harte kaufmännische Basis. Er schrieb auch gerne: Seien es Plakate für die verschiedenen Vereine oder Texte für die Lokalzeitungen, aber auch für das von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn geführte Restaurant Nassacker.

Während seiner „Geschäftszeit“ war er Mitglied des Gewerbevereins Schlieren und produzierte ab 1950 für die Schlieremer Geschäfte die „Tivoli-Post“, eine Werbezeitung. (Das eben eröffnete Café/Kino Tivoli war in Schlieren ein Symbol dafür, dass die Moderne begonnen hatte.) 1953 war er Mitbegründer der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren, wo sich heute sein Archiv befindet. Er betreute das Ortsmuseum, organisierte Ausstellungen und volkskundliche Ausflüge und liess auf seinen Namen Flugaufnahmen von Schlieren zum Verkauf herstellen. Daneben war er



aktiv im Zürcher Fotografenverband und im Samariterverein Schlieren.

Ein Seitenblick in andere Zeiten: 1951, auf einer seiner Reisen mit dem Fotografenverband, wo mit dem Flugzeug eine Landung in Antwerpen geplant war, stellte sich heraus, dass der Flughafen dunkel und offensichtlich nicht mehr in Betrieb war. Nach zweistündigem Kreisen und der vergeblichen Suche nach einem Ausweichflughafen folgte wegen Benzinmangels die Notlandung. Panik unter den Passagieren, letzte Zeilen an die Angehörigen, Gebete – und dann endlich, holprig aber geglückt, wieder Boden unter den Füßen.

Während des Krieges lief sein Geschäft nicht schlecht – alle Welt wollte Porträts, Militärfotos usw.; die Leute hatten noch keine eigenen Apparate. Die sogenannten „Fünflikerboxen“, einfache Kistchen mit Rollfilmen im Format 6x9 cm, wurden erst in den 50er-Jahren allgemein erschwinglich. Der Absatz stockte aber, weil ihm der Verkauf von Apparaten nicht lag. Auch die Laborarbeiten brachten nicht so viel ein. Eben – er war Fotograf, nicht



Im Aktivdienst im Bedrettal, 1941.

Verkäufer. Dazu war er auch ein Philosoph. In den 70er-Jahren, als der Umbruch der Fotografie hin zu den Farben voll im Gang war, fragte er eines Abends seine Kollegen: „Sagt mal, wie habt ihr denn geträumt? Schwarz-Weiss oder farbig?“

So war er nicht unglücklich, dass er sein Geschäft Ende 1965, nach fast 25 Jahren, an die Fotografen-Dynastie Welti von Altstetten verkaufen konnte. Schon vorher war er in der Industriefotografie aktiv gewesen und lieferte Bilder für Werbung, Firmendokumentationen, Betriebsanleitungen, z.B. für SIBIR, Walo Bertschinger. Nach der Geschäftsaufgabe bis zu seiner Pensionierung war er Firmenfotograf für die Soudronic in Bergdietikon und reiste für die Firma durch halb Europa. Als Werbefotograf besuchte er Istanbul, Paris, Amsterdam und Gibraltar und drehte nebenbei seine ersten Schmalfilm-Werbefilme.



Geschäftsräume an der Badenerstrasse 1 (abgebrochen um 1970) neben der Drogerie Brender.

Dokumentarist „avant la lettre“

Lange bevor der Wert dieser Dokumente allgemein erkannt wurde, hielt er weiterhin jede Veränderung in seiner Stadt fest. Er erlebte Aufstieg und Niedergang der „Färberei“, des Alumin-

umschweisswerks und der Wagonsfabrik. Er pflegte, was ihm schon immer am Herzen gelegen war. Er war stolz darauf, in Schlieren von ca. 1941 bis etwa 2000 jedes Haus abgebildet



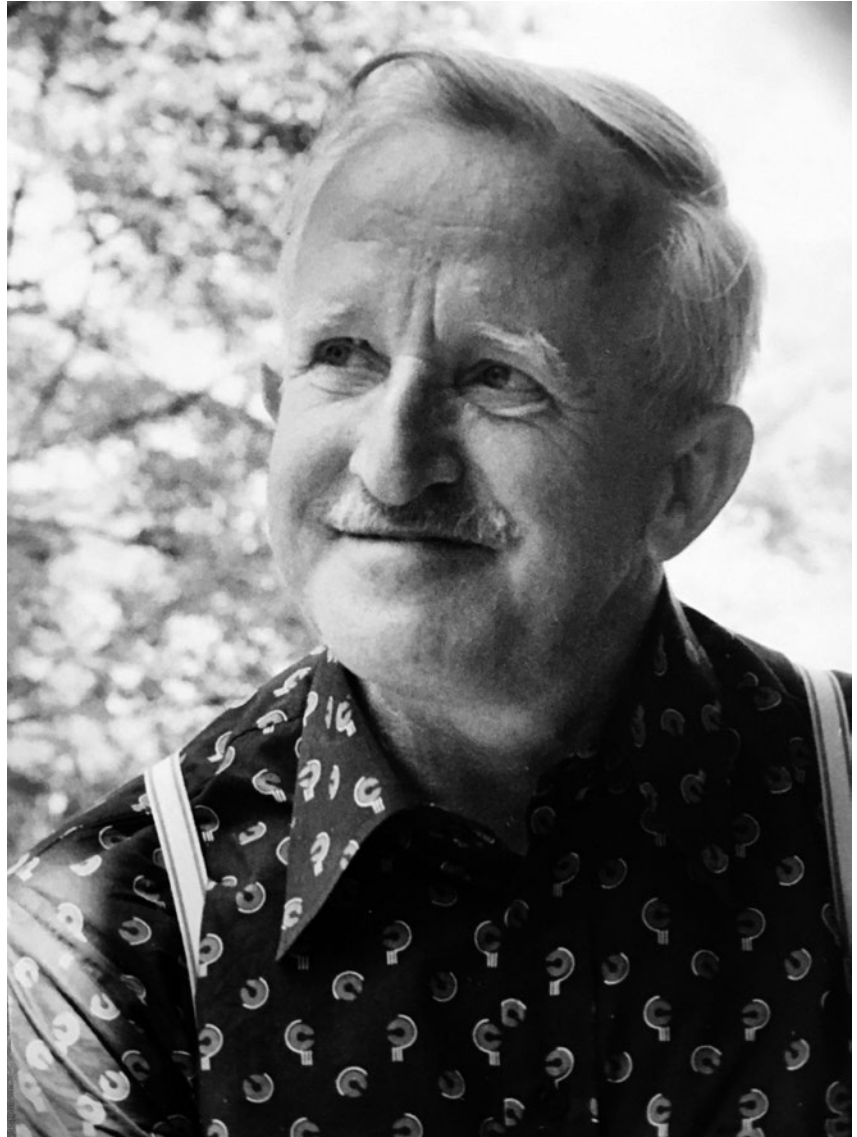
Hans Bachmann mit seiner Frau Rosmarie Bachmann-Rüetschi, 1995.

und ein unschätzbares Archiv der sich wandelnden Stadt geschaffen zu haben. Gefragt, warum er das tue, antwortete er: „Ich habe Freude daran, wenn die Leute sagen *Hesch wieder emal e gueti Nase gha!*“. Er sammelte auf Streifzügen durch Flohmärkte auch alte Aufnahmen und Ansichtskarten – für das Ortsmuseum.

Wie wichtig seine Fotos (auch als visuelles Gedächtnis der Stadt) sind, beweist, dass viele von ihnen im Buch „Auf Gemeindegebiet Schlieren – Oberengadin“ verwendet wurden und 2019 sogar in der Ausstellung „Framed Landscapes“ in Madrid Aufnahme fanden.

Auch als Pensionär war er weiterhin gerne unterwegs und unternahm Reisen. Seine letzten Jahre verbrachte Hans Bachmann im Altersheim Sandbühl und freute sich an seinen vier Enkelkindern und einem Urenkel. Er blieb weiterhin bekannt als „der Fotograf“, bis zuletzt bescheiden, heiter, aktiv und interessiert. Er machte Ausstellungen im Foyer des Heims und hatte Pläne. So wollte er ein Buch über Schlieren umsetzen, gestaltete Porträts des Personals und nahm am Geschehen im näheren und weiteren Umfeld teil.

Ein Grossteil seiner Sammlung und eine Anzahl von Negativen wurden von der Stadt angekauft und der Vereinigung für Heimatkunde übergeben.



Ein Jahrhundert in Schlieren

Edi Böhrringer, 5. Februar 1915 bis 22. Dezember 2014

Edi Böhrringer, Sohn des ehemaligen Gemeindeschreibers (1890 bis 1978, siehe Jahrheft Schlieren von 1998), hat über einen kurzen Lebenslauf, den er selbst verfasst hatte, quasi als Motto geschrieben: „Ein reich erfülltes Leben“. Man mag es dem bescheidenen, liebenswürdigen Edi glauben!

Ein ganzes Jahrhundert zog an ihm vorbei – mit Krieg, Not, Hoffnungen, Erfolgen und Tausenden von Geschichten. „Es ist so viel, man kommt vom Hundertsten ins Tausendste, man weiss manchmal gar nicht mehr, was wirklich wichtig war“, schmunzelte er bei einem Gespräch im Jahr 2011.

Edi wurde also zur Zeit des ersten Weltkrieges geboren, als erstes von drei Geschwistern (sein Bruder Walti folgte 1916, Schwester Marti 1917). Die Eltern Martha Böhrringer-Haug und Eduard waren von Weiningen her nach Schlieren übersiedelt. Grossvater Karl war Hafner und hatte an der Zürcherstrasse 18 (heute u.a. Raiffeisenbank) eine Werkstatt („Ofengeschäft von C. Böhrringer Hafner“), während seine Frau Maria dort einen Laden mit Geschirr führte. Daneben gehörte zur grossen Liegenschaft noch ein Garten, Obstbäume, ein Hühnerhof. Edi erwähnt, dass auch die Kinder „ohne Widerrede“ zu helfen hatten, denn der Vater war in seinen Ämtern und Nebenämtern als Gemeindeschreiber usw. „immer vollbeschäftigt“.

Aus der Schulzeit, bei den Lehrern Frl. Huber, G. Grimm und H. Zürcher, erwähnt er nur, dass es dabei auch „gewalttätige“ Pädagogen gehabt habe. Es folgte dann die Frage nach der Lehre – und hier setzte sich die strenge Persönlichkeit des Vaters durch: Er bestimmte, dass Edi beim Gemeindeingenieurbüro Peter in der Baubranche arbeitete, als Messgehilfe. Aber



Edi Böhrringer mit seiner Frau Margrith Böhrringer-Goldberg 1974.

der Lehrmeister schien seine Aufgabe nicht so eng gesehen zu haben, war oftmals auf der Jagd, und nach zwei Jahren Lehre erfolgte die Geschäftsaufgabe. So kam Edi zur Bauunternehmung Rohrer in Altstetten, besuchte erstmals die Gewerbeschule und musste die vorhandenen Lücken durch Privatunterricht und Kurse an der Volkshochschule schliessen.

Ebenfalls hatte der Vater bestimmt, dass Edi Klarinette lernen sollte und während etwa vier Jahren in der Knabenmusik der Stadt Zürich mitmachte. In dieser Zeit, 1931, wurde das Gebäude an der Zürcherstrasse an Milchhändler Schnüriger verkauft; gleichzeitig kaufte Vater Eduard auf dem Gugel Land und erbaute dort, an schönster Lage, ein Zweifamilienhaus.

Gesundheitlich ging es Edi in dieser Zeit nicht sehr gut, er litt an Blutar-

mut, und der Arzt verordnete einen Kuraufenthalt. Bei Bekannten verbrachte er vier Wochen in Pontresina und lernte Skifahren. Es muss hart gewesen sein für den Unterländer-Bub mit seiner mangelhaften Ausrüstung. Genützt hat die Kur: Später machte er immer wieder grössere Touren und bestieg das Doldenhorn (3643 m), die Weisse Frau (3650 m) usw.

Inzwischen strebte Edi nach mehr und bestand 1933 die Aufnahmeprüfung für das Technikum Winterthur, wo er in der Tiefbauabteilung drei Jahre studierte. Er war im Einverständnis mit seinem Vater, der nur eine alkoholfreie Gesellschaft akzeptierte..., Mitglied der Studentenverbindung Industria und trug den Studentennamen „Zerevis Sinus“. Seinen Teil zum Studium beitragen musste er aber: Während der acht Wochen Semesterferien arbeitete er im „Überchleid“ bei

den Baugeschäften Züblin und Walo Bertschinger; damit liess sich das fällige Schulgeld bezahlen.

Im Jahr 1936 herrschte Arbeitslosigkeit, es war nicht leicht, eine Anstellung zu finden. Viele Studienkollegen wichen damals nach Deutschland aus und arbeiteten dort im Autobahnbau mit. Edi durfte vorerst während zweier Monate als Praktikant bei Züblin Zürich alle Bauarbeiten im Tief- und Strassenbau kennenlernen; dies bei einem Lohn von Fr. 180.– pro Monat. Es folgten technische Arbeiten in Basel und wieder in Zürich, wo er als Bauführer-Adjunkt bei den Arbeiten für das Tonhalle- und Kongressgebäude mitwirkte; darauf wechselte er für kurze Zeit zum Kantonalen Wasserbauamt in Zürich. Schliesslich kehrte Edi zu Züblin zurück, um beim Ausbau des Grimsel-Kraftwerkes mitzuwirken, nämlich der unterirdischen Kraftwerkzentrale Innertkirchen. Hier

führte er sämtliche Vermessungen bei Stollenvortrieben durch.

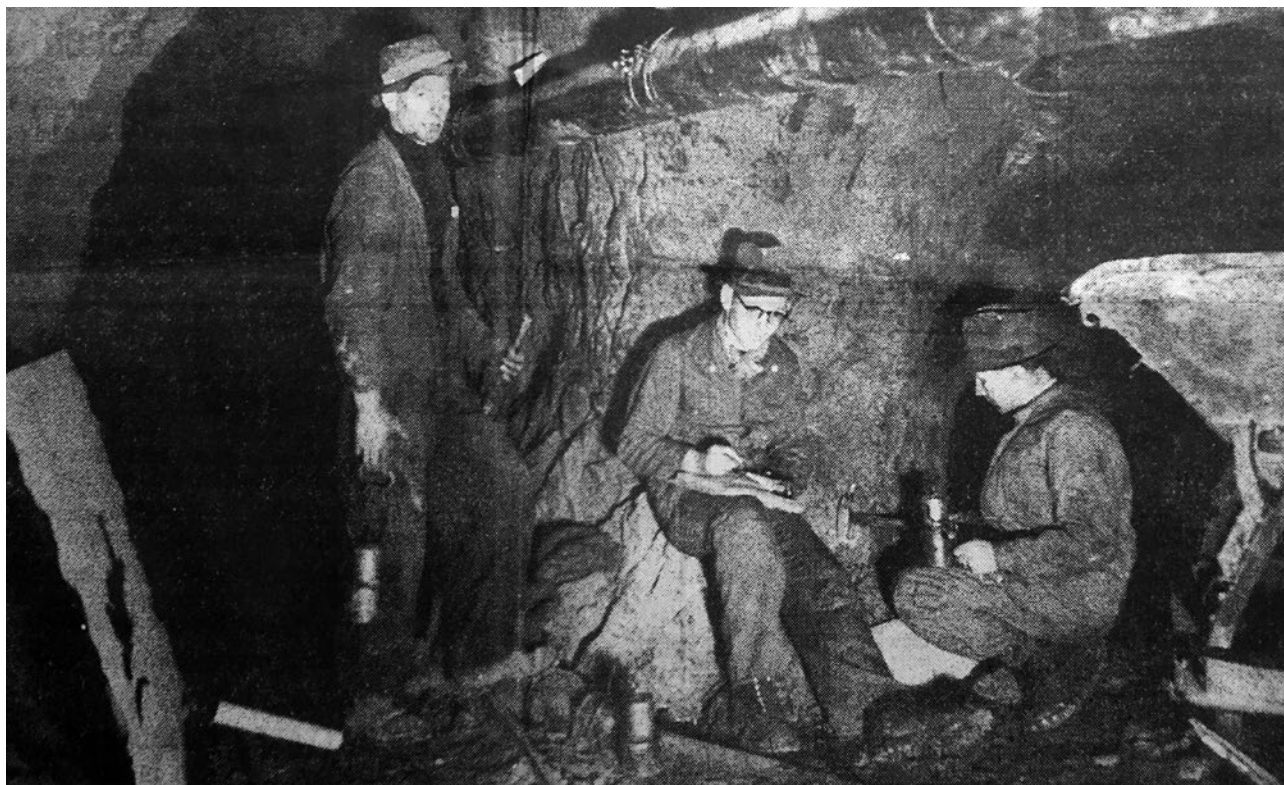
Es folgte nun – 1942 – einer der interessantesten Abschnitte im Leben Edis: die technische Leitung des Kohlenbergwerkes Schläfegg, Kandergrund. Dort wurden, während der Kriegszeit, pro Monat immerhin ca. 500 t Kohle gefördert, unter sehr schwierigen und teils gefährlichen Bedingungen. Edi führte alle Vermessungen für das umfangreiche Stollensystem durch. 1946 wurde die Förderung wieder eingestellt; rentabel war sie nie. In der Neuen Schlierener Zeitung (1989) und dem „Limmattaler“ (1992) wurde darüber ausführlich berichtet.

Die Liebe, Politik und Hobbys

1942, während einer militärischen Verlegung, lernte Edi seine spätere Frau, Margrith Goldberg (27.4.1922 – 1.8.2016), kennen. Seine Einheit war beim Schloss Laufen am Rheinflall ein-

quartiert und hatte dort Brücke und Eisenbahntunnel zu bewachen. Margrith wohnte nebenan im ehemaligen „Schloss“ und kam auf ihrem Arbeitsweg an dem Wachposten vorbei. Edi schrieb später schlicht: „Wir verliebten uns.“ Margrith lernte Schneiderin und dies in harten Zeiten und unter rauen Umständen. Sie wurde sehr ausgenutzt und musste z.B. „Schitli“ mitbringen, um ihren Arbeitsplatz zu heizen.

Edi musste nach der Verlegung wieder zurück, buchstäblich „in den Stollen“, nämlich den Kohlebergbau, und es folgte nun ein reger Briefwechsel. Daneben gab es – „allerdings in grösseren Abständen“ – gegenseitige Besuche Kandergrund – Schaffhausen. Wir fügen ein, dass Edi damals auch gesundheitlich zu leiden hatte; er musste sich einer schweren Nierenoperation unterziehen. Am 16. Juni 1945 wurde die „langersehnte“ (wie Edi schreibt) Hochzeit gefeiert. Margrith



Ingenieur Edi Böhlinger (Mitte), Bergbau im Kandertal, um 1942.

ist vielen Schlieremern bekannt und in Erinnerung als stille, bescheidene und zuverlässige Stütze im Hintergrund, als vielseitige Hilfe in der Kirchgemeinde. Sie war u.a. Mitarbeiterin in der Stadtbibliothek und im Besucherdienst des Spitals. 1946, 1948 und 1949 wurden – im neuen Heim am Brunnackersteig – die drei Kinder Doris, Esther und Vreni geboren.

Nach der Zeit im Berner Oberland arbeitete Edi wieder im Unterland, auf Baustellen in Zürich und Bern. Um nun nicht wieder auf Gebirgsbaustellen bei Kraftwerken, im Stollenbau usw. eingesetzt zu werden, verliess er die Stelle bei Züblin und fand später eine Anstellung in der Strassenbauunternehmung Maurer und Hösli, vorerst als Betriebsleiter und später als Geschäftsführer. 1961 erhielt er die Prokura. Inhaber Hösli hielt grosse Stücke auf Edi. Nach seinem Rücktritt im Jahr 1977 arbeitete er noch einige Jahre temporär, u.a. im Ingenieurbüro Sennhauser, Werner und Rauch.

Wer über Edi schreibt, muss unbedingt seine vielen Hobbies erwähnen: Da wäre einmal die Musik. Edi spielte nebst der Klarinette (die er hatte lernen müssen...) die Oboe bis zum Alter von 75 Jahren. Er wirkte u.a. im Orchester Suter Schlieren (heute Orchesterverein) mit sowie in einem Bläserquintett. Ab 1984 kam das singen im Männerchor Schlieren dazu. Die Vielseitigkeit zeigte sich auch im Sport: Nebst dem schon erwähnten Ski- und Tourenfahren und dem Bergsteigen kamen noch viele Jahre Tennis und Curling dazu. Auch der Garten- und Pflanzblätz in Weiningen gehörte zu seinen liebsten Aufenthaltsorten.

Interessant ist auch der Aspekt der Politik: Vater E. Böhringer sen. war ja eine tragende Figur der damaligen Demokratischen Partei gewesen (gegründet in den 1860er-Jahren gegen das System Escher; zu grossen Teilen



In Wengen 1974 – sportlich bis ins hohe Alter.

in den 1970er-Jahren aufgelöst). Er war 1911-1955 Schlieremer Gemeindegemeinderat gewesen und hatte auch andere Ämter inne gehabt – eine Macht im Dorf. So verkündete er die Mobilmachung 1914 hoch zu Ross, indem er durch die Strassen ritt und ein Trompetensignal blies; 1939 tat er dasselbe, diesmal mit seinem Erskine (USA-Auto der Studebaker Corp.). Auch Edi gehörte der Partei an, war jedoch nie im engeren Sinne ein „Parteisoldat“. Mit „Phrasen“ mochte er sich nicht anfreunden, zu oft fand er auch andere Standpunkte interessant und war offen für weitere Perspektiven. So trat er, u.a. mit Otto Scherer und Pfarrer Kurt Scheitlin, später der FdP bei. Die Familien Scheitlin und Böhringer verband eine sehr herzliche Freundschaft. Auch in der Kirche engagierte sich Edi: Er war Mitglied der Kirchenpflege und Vorsitzender der Planungskommission, deren Arbeit schliesslich in der Verwirklichung des „Stürmeierhuus“ gipfelte.

Geflügelte Worte

Auch in vielen andern Bereichen war er ein interessierter Zeitgenosse. So sammelte er Zitate und Texte, z.B. von Dag Hammarskjöld, Hermann Hesse, Willi Peter. Er ordnete die Tausenden von geflügelten Worten und Sinnsprüche auch nach Themen und Stichwörtern. Und das war eben typisch für Edi!

Es spricht für die Vielseitigkeit von Edi, dass es keine absoluten Wahrheiten gibt bei den Dichtern und Verfassern dieser geflügelten Worte; er mochte sich nicht für Goethe, nicht für Nietzsche, nicht für Gotthelf entscheiden.

Es ging ihm ganz einfach gegen den Strich, einen davon besonders hervorzuheben. Wenn ihm ein Ereignis „strub“ oder doch sehr gewöhnungsbedürftig vorkam, so liess er in seiner Gelassenheit vielleicht hören: „Es geht immer auch anders“; und diese Ruhe und freundliche Toleranz allem

Menschlichen gegenüber klingt auch in folgenden Sprüchen an, die ihn begleiteten:

Es gibt nichts Definitiveres, als etwas Provisorisches...

Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum. (Nietzsche)

Under jedem Dach isch e Sach...

*Für das Vergangene Dank.
Für das Kommende Ja.*

Stellvertretend für den bescheidenen, tiefgläubigen Edi wollen wir ein Zitat von Nietzsche anführen, das er bei sich trug:

*Wie sollten wir die Christen nennen,
die zwar das Licht kennen,
aber in Finsternis wandeln?*

So vielfältig interessiert und engagiert wie er war, darf es uns nicht wundern, dass er bis ins hohe Alter „zwäg“ war: noch mit 92 Jahren fuhr er Auto! Und im Jahre 2011, also mit schon 96 Jahren, stellte er lächelnd und zutiefst dankbar fest, dass er – abgesehen vom nachlassenden Augenlicht – eigentlich unter keinerlei Beschwerden zu leiden habe.



So kannte man Edi: Herzlich beim Servieren 1984 beim 10-jährigen Jubiläum der Freizeit-Vereinigung...



... und nachdenklich.

Hochstapler und Clown

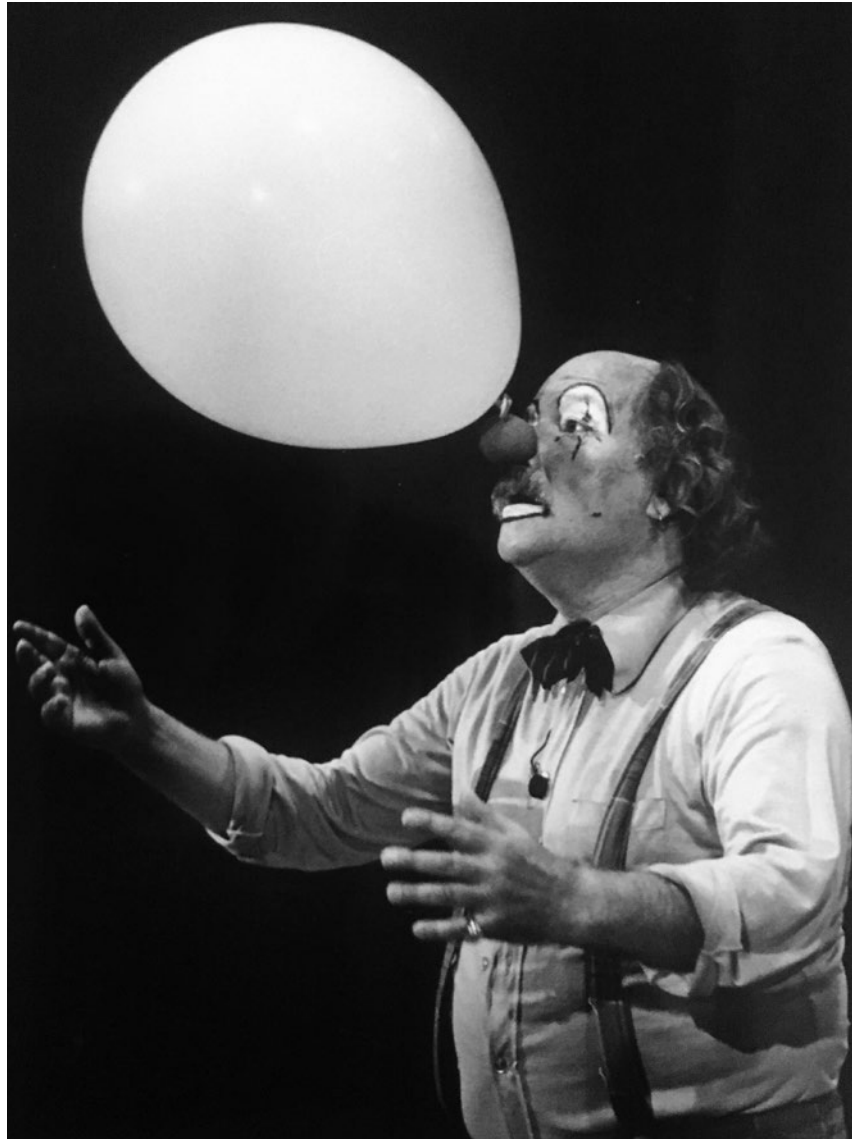
André Stücker alias Chiko, 9. Juli 1939 bis 1. Oktober 1996

*„Aus dem Leben eines Taugenichts“,
Josef von Eichendorff:*

**Da trat der Vater aus dem Hause;
er hatte schon seit Tagesanbruch in
der Mühle rumort und die Schlaf-
mütze schief auf dem Kopfe, der
sagte zu mir: „Du Taugenichts! Da
sonnst du dich schon wieder und
dehnst und reckst dir die Knochen
müde und lässt mich alle Arbeit
allein tun. Ich kann dich hier nicht
länger füttern. Der Frühling ist vor
der Tür, geh auch einmal hinaus in
die Welt und erwirb dir selber dein
Brot.“ – „Nun“, sagte ich, „wenn
ich ein Taugenichts bin, so ist's gut,
so will ich in die Welt gehen und
mein Glück machen.“**

So, wie es Eichendorff schildert, könnte es bei André Stücker gewesen sein – zwar ohne eine Mühle, aber doch mit der Empfehlung des Vaters, zu verschwinden.

Die Stückers stammen aus Eriz, einer Gemeinde an der Grenze zwischen Emmental und dem Berner Oberland. Aber Chiko hatte keine Beziehung zu diesen Wurzeln. Seine Eltern kümmerten sich nicht gross um sein Wohl und Wehe. Beide hatten ihrerseits eine ärmliche und wenig umsorgte Kindheit gehabt. Der Vater war ein Verdingkind im Emmental gewesen, mit all dem Elend, das man sich denken kann. Die Familie der Mutter war im Freiburgischen, Tifers, von der Armenbehörde in einem „Loch“, einer alten Mühle, versorgt worden. Die beiden heirateten während der Aktivdienstzeit. Es verschlug sie nach Zürich, wo der Vater Arbeit fand – aber Alkohol und Streit waren Dauerthemen. So wuchs André, zusammen mit seiner Zwillingsschwester und seinem jüngeren Bruder, in Zürich auf, im „Kreis Cheib“ (Kreis 4). Die Schulzeit war problematisch; André litt sein Leben lang darunter, Hilfsschüler gewesen zu sein. „Das



Magischer Moment mit Chiko.

machte mich minderwertig“, schrieb er später. Für seinen Vater („Du bist nichts und kannst nichts!“) war er ein Vagant. Er wollte nichts von ihm wissen („Ich ha’s ja immer gseit: Us dem wird nüt!“, war sein Kommentar bei den ersten Schwierigkeiten.).

Wie kommt einer auf die Idee, Clown zu werden?

Niemand in seiner Familie war künstlerisch „vorbelastet“, und statt Emotionen oder Liebe gab es in der Kindheit Prügel. Klein André spielte

verbotenerweise auf der Hardau-Wiese, wo sich zu jener Zeit die Vaganten trafen und wo Jenische ihr Quartier aufschlugen. Hier lernte er den Clown Jakob „Jean“ Andreff (1919-1976) kennen. Dieser entstammte einer prominenten russischen Artistenfamilie; seine Mutter war Lydia Hänni, ihrerseits aus einer Schweizer Artistenfamilie stammend. Andreff war berühmt, erfolgreich und beneidet, tourte als Clown und Geigenvirtuose durch ganz Europa, hatte Engagements in allen namhaften Zirkussen – aber er



Der Clown „Jean“ Andreff: Vorbild und Motivator (Werbetafel Zirkus Knie, um 1944).

war auch dem Alkohol zugetan, und es gab tragische Geschichten. Wie auch immer: Andreff wurde im Niemandsland der Hardau Andrés Vorbild und sagte ihm voraus, er werde einmal Clown werden.

Mit dem entsprechend schon früh geäusserten Berufswunsch kam er zu Hause aber schlecht an. Seine Mutter bestimmte, er müsse zuerst „etwas Rechtes“ lernen. Das tat er dann auch, begann (wenn es denn wahr ist) eine Lehre im Kongresshaus Zürich, wäre ein sehr guter Koch geworden – aber er schmiss die Lehre und riss aus.

Unstete Zeit

Die Jahre ab 1962 waren strub. Stücker hatte eine schlitzohrige Seite. Ein abenteuerlicher Weg durch die ganze Schweiz begann. Er schlüpfte in andere Figuren, vornehmlich aus der besseren Gesellschaft. Er erzählte phantastische Geschichten aus seinem angeblichen Lebenslauf, flunkerte bei Kirchenbehörden, Frauen, Professoren. Er trieb sich an Universitäten herum, besuchte Vorlesungen

an den theologischen Fakultäten bei verschiedenen Professoren, behauptete, die Abendmatura bestanden zu haben, die Papiere seien unterwegs. „Für den ehemaligen Hilfsschüler ein irrsinniges Erlebnis. Einmal Student sein dürfen!!“, wie er später selbst schrieb. Er schloss sich sogar der Studenten-Verbindung „Zofingia“ an. Für kurze Zeit war er verheiratet, gab sich als Theologie-Student aus. Allerdings fiel dieses Kartenhaus schnell zusammen, und die Scheidung folgte kurz darauf.

Von da an kam André mit dem Gesetz in Konflikt. Es ging um Zechprellereien, kleine Betrügereien, Diebstähle, Sachentziehung. Er war ein Hochstapler, der wie Thomas Manns Felix Krull von einer grotesken Episode in die nächste stolperte: Mal war er der Theologe Professor Dr. Weingart, mal der Fussballer Carlsen Magnusson, dann wieder der Psychologe Dr. Walter Häsler. Er gab sich als Pfarrer Dr. theol. Vetsch aus, gestaltete Gottesdienste, wirkte als Gefangenenseelsorger oder in Klöstern, war Fussballtrainer aus Schweden oder Carlsson Johansson, Sohn eines schwedischen Stahlwerkbesitzers. Ab und zu arbeitete er als Handelsvertreter von Bau-firmen mit mindestens temporärem Erfolg – da und dort auch begleitet von Frauengeschichten. Er sagte später, dieses Spiel mit den verschiedenen Namen und Lebensgeschichten habe ihn gelegentlich selbst in Verwirrung gebracht – „Wer bin ich jetzt?“

Wenn man sich in den Lebensbericht Stückers vertieft, so muss man unweigerlich schmunzeln. Er war belesen: Statt von „Köpenickiaden“ (Zuckmayer...) schrieb er von „Stückeriaden“. Die Opfer hätten ihn ohne vorgetäuschte Titel nie auch nur angesehen. Er war niemals aufdringlich, auch zu keinem Einbruch oder auch nur Diebstahl fähig. Er erzählte

einfach das, was man hören wollte und muss ein begnadeter Entertainer gewesen sein. Er unterhielt seine Gegenüber immer bestens, fand sich in jedem Milieu zurecht und „die, die mich anklagten, hassten sich selbst, weil sie auf mich hereingefallen waren“, wie er feststellte. Stücker war ein guter Menschenkenner. Das stete Flüchten hinterliess aber auch bei ihm Spuren: „Wie gerne würde ich an einem Ort zur Ruhe kommen!“

Endlich: Auf Kurs; der Lebensbogen schliesst sich

Längere Zeit sass er im Gefängnis, es drohte 1980 sogar die Verwahrung. Dank seinem Bruder Josef, der ihn eine Zeitlang bei sich aufnahm, der Journalistin Margrit Sprecher und einem umsichtigen Gericht kam er wieder in die Spur. Von seinem Bruder erhielt er eine Schreibmaschine, er schrieb seinen Lebenslauf auf, so gut er konnte. Endlich erhielt er, 1980, mit dem letzten Urteil, auch die von ihm selbst gewünschte Therapie. „Die Sehnsucht danach, „jemand zu sein, ist bei mir nicht neu!“, fand er. 1990 wurde er gerichtlich rehabilitiert, seine Vorstrafen gelöscht: Er hatte es geschafft.

Was nun folgte, war seine wohl grösste Leistung: Er wohnte ab 1982 in Schlieren, wurde nie rückfällig, sondern begann, sein Leben zu strukturieren und nun seinen Kindheitstraum zu verwirklichen. Wie ihm Andreff, sein geistiger Vater vorausgesagt hatte, wurde er Clown. Der Kabarettist Joachim Rittmeyer empfahl ihm, sein Toupet wegzustecken und sich selber zu sein, eben Chiko und nicht mehr der Sohn Andreffs, wie er immer wieder geflunkert hatte. 1990 nahm er an einem Kurs beim gehörlosen deutschen Pantomimen Jomi teil. Er suchte und fand Auftritte an Schulen, Hotels, Kliniken, in Firmen, Theatern, Kulturforen, Klöstern, bei Behinderten und Managern. Er gab

Seminare für Touristik-Unternehmen auf Fuerteventura, in Berlin, in Tunesien. Er war jahrelang Referent für das Erziehungsdepartement Bern, für Physiotherapeuten in Zürich, für Handwerkskammern in Deutschland. Chiko hatte viel Erfolg – z.B. auch mit der Augustrede in Parpan. Aber der „richtige“ Chiko war der, der mit Kindern arbeitete.

Ein poetischer Clown

Er war keiner, der von Slapstick-Einlagen lebte, er war ein Mensch der stillen, poetischen Töne und Stimmungen. Niemals wollte er (wie z.B. in Sendungen wie „Verstehen Sie Spass?“) sich auf Kosten anderer lustig machen. Es gelang ihm immer wieder, die Menschen liebend und versöhnlich miteinander zu verbinden. Das galt für Erwachsene bei Weiterbildungskursen wie auch in den Kinderprogrammen – ob in der Schweiz oder in Deutschland. Um ihn

und sein Wesen ein bisschen „einzufangen“, hilft es, ein paar Szenen in Erinnerung zu rufen.

Chiko begann seine Kinderprogramme immer im Morgenrock, indem er sich vor und mit den Kindern schminkte, sich langsam in den Clown verwandelte und sein Publikum immer wieder mit einbezog. Mit einfachsten Hilfsmitteln, etwa einem Rahmschläger und einem Trichter, einem wasserspeienden Fotoapparat, übergrossen Stricknadeln, dem Telefonbuch oder Ballons schuf er seine Figuren. Da gab es den Dompteur Rubi Rubin, den Hellseher, den „lismenden“ Coiffeur, Zaubernummern ... und allen war gemeinsam, dass sie in einem Lachen aufgelöst wurden oder dass ein Kind aus dem Publikum eine „unmögliche“ Aufgabe löste. Wenn er Pech hatte, vielleicht bei einem Auftritt, wo er von einem mit Wasser gefüllten Ballon geduscht wurde, spie-

gelte er das aufs Publikum: „Ihr sind mer schöni Fründe, säged mer nüt!“ Natürlich war er „gewarnt“ worden. Vielleicht spielte seine Vergangenheit als Koch mit bei seinen Spaghetti alla Fidifadaguzzi...

Am Anfang von Weiterbildungskursen, z.B. für Lehrer und Heilpädagogen, liess er oft ein Lot hängen und dann schwingen. „So lange das schwingt, ist alles im Lot. Wenn es still steht, ist es perfekt.“ Der Schluss einer Vorstellung gehörte jeweils dem Lied „Oh mein Papa...“ von Paul Burkhard, gespielt auf der Trompete und dem Evergreen „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn...“, gespielt auf dem Xylophon.

Lina Dombobrovski: Eine Assistentin – auch für den Alltag

Chiko fühlte sich in Schlieren – wie er das immer ersehnt hatte – zu Hause. Um so mehr, als er hier in Susi Läderach seine Assistentin fand.

Chiko schminkt und betreut seine Assistentin Lina Dombobrovski alias Susi Läderach.



Diese schickte wie viele Schlieremerinnen ihre Tochter zu Chiko in eine Ferienpasswoche. In der abschliessenden Vorstellung führte das Mädchen eine Schlangenummer vor und Frau Läderach half dem Clown beim Abräumen nach der Vorstellung. Ein Wort gab das andere; Chiko brauchte eine Hilfe im Haushalt, und bei der 100-Jahr-Feier des Samaritervers eins begleitete sie ihn zudem bei seinem Auftritt.

So kam es, dass Chiko Frau Läderach als seine Assistentin Lina Dombobrovski vorstellte – und mehr und mehr wurde sie zu seiner Begleitung in den Vorstellungen, entwickelte und schuf mit ihm zusammen seine Requisiten, half beim Aufstellen und Zusammenräumen, war seine gute Seele. Für Chiko war das eine grosse Hilfe, um

im Alltag zurechtzukommen, und für seine Assistentin der Blick in eine andere Welt und viel Anerkennung für ihre künstlerische Arbeit.

Traurige Momente

Es heisst ja, jeder Clown sei eigentlich eine traurige Figur, und das traf auch auf Chiko zu. Sein Leitspruch war „Nur der Heitere ist Meister seiner Seele“; und der deutet darauf hin, dass er (wie man von ihm später sagte) auch kämpfen musste um die vermittelte Fröhlichkeit. Chiko war ein heiterer Mensch, aber oft begleitete ihn auch die Traurigkeit. Besonders nach längeren Engagements fiel er in ein Loch und war kaum mehr ansprechbar.

Er, der so viele zum Schmunzeln und Träumen gebracht hatte, starb früh

im Spital an Leukämie. Es waren viele, die traurig und respektvoll von ihm Abschied nahmen auf dem Schlieremer Friedhof. Sein Bruder hatte Chikos Requisiten und eine Fotoausstellung aufgestellt, und Lina Dombobrovski spielte zum Abschied das Lied „Oh mein Papa“.

Mit weiser Gelassenheit hatte er vorausgesagt, dass man ihn in ein paar Jahren vergessen würde. Wir wollen ihn in Erinnerung behalten als einen Menschen, der es nicht leicht hatte und trotzdem andern Freude und Optimismus schenkte. So viele Wendungen und Abgründe auch sein Lebensweg umfasste, so hat er doch am Ende seinen Traum wahrgemacht, den man ihm als Kind auf der Hardau-Wiese vorgezeigt hatte.



Ob die Spaghetti alla Fidfadaguzzi gelingen?



Er freut sich über den Seiltrick.



Chiko in seinem Element bei einer Kindervorstellung.

Schlierens Chronistin

Dr. Ursula Fortuna, 18. August 1931 bis 18. Februar 2011



Foto: Tages-Anzeiger (Doris Fanconi)

Bei der Schärer-Villa, um 2000.

„Eine Stadt verliert ihre Chronistin“ – titelte der Tages Anzeiger und fasste so treffend zusammen, was Ursula Fortuna für Schlieren war. Sie war keine auffällige Person, schon gar nicht eine, die sich ins Rampenlicht der Öffentlichkeit drängte. Ihre Arbeit – man darf fast sagen ihre Mission – erfüllte sie als stille, bescheidene Schafferin im Hintergrund.

Während Jahren konnte man sie an den Versammlungen des Schlieremer Gemeindeparlaments als aufmerksame Zuhörerinnen erleben; zusammen mit Zeitungsberichten und andern Quellen trug sie so eine Chronik zusammen. Oder man begegnete ihr auf ihrem täglichen Arbeitsweg nach Zürich ins Staatsarchiv: Unter Vermittlung des damaligen Staatsarchivars, Dr. Otto Sigg, hatte sie dort einen eigenen Arbeitsplatz. Das „StAZ“ wurde

so während Jahrzehnten zu einer Art zweitem Zuhause.

Ihre hochdeutsch gefärbte Mundart – immer präzise, freundlich und sachlich – wies auf ihre Herkunft hin. Aber wie kam es, dass eine Historikerin wie sie, sich mit der Geschichte, den Häusern und den Zeitumständen einer doch historisch „unbedeutenden“ Ortschaft wie Schlieren beschäftigte?

Frau Fortunas Kindheit und Jugend fiel in die entbehrungsreiche Kriegs- und Nachkriegszeit. Ihr Vater war eigentlich Bauer aus bescheidenen Verhältnissen in Schlesien. Er zog ins Ruhrgebiet, eine „gesichtslose Gegend“, wie sie später sagte, um sich im Bergbau das nötige Geld für einen eigenen Betrieb zu erarbeiten. Dazu kam es nie, wegen der Wirren des Weltkrieges. Immerhin konnte seine Tochter, die Familie hatte noch zwei weitere Kin-

der, im Jahre 1952 das Neusprachliche Mädchengymnasium von Mülheim-Ruhr abschliessen. Sie arbeitete insgesamt zehn Jahre als kaufmännische Angestellte, verliess Köln und kam 1956 in die Schweiz, wo die Arbeitsbedingungen viel besser waren. Hier fand sie eine Stelle bei der Schweizerischen Wagons- und Aufzügefabrik in Schlieren, wo sie bis zum Wechsel an eine Stelle in Zürich blieb.

Sie führte nebenbei ihr Studium als Werkstudentin und schloss es 1972 mit der Dissertation „Der Völkerbundsgedanke in Deutschland während des Ersten Weltkrieges“ ab. Nach einer eher unbefriedigenden Zeit als Redaktorin bei der AKAD (Akademikergemeinschaft, Schule für Erwachsenenbildung) fand sie ihre Rolle als Privatgelehrte und arbeitete nur noch halbtags als Fremdsprachen-Korrespondentin.

Arbeiten im Kanton Zürich...

Frau Fortuna mag – wie das der erwähnte Artikel im Tagesanzeiger andeutet – eine jener etwas wunderlichen Frauen und Männer gewesen sein, die sich im stillen Kämmerchen mit Aspekten der Ortsgeschichte beschäftigen, welche weit zurück liegen und nur mässig wichtig scheinen. Die

Heimatkunde wurde belächelt: „Geht doch auf den Ballenberg, da gibt’s auch alte Häuser!“ bekam sie zu hören. Aber in dieser Arbeit war sie eine hoch geachtete, allseits respektierte Fachperson.

Beinahe legendär war Fortunas Präsenz im Stadtarchiv Zürich und be-

sonders im Staatsarchiv, wo sie sich über Jahrzehnte einen Dauerarbeitsplatz einrichten konnte. Sie war aber auch vielen Studenten und Studentinnen im Irrgarten der alten Schriften und Dokumente eine beliebte Anlaufstelle für Übersetzungen und Findmittel. Ihr Name war Garant für sorgfältige Recherchen. Sie leitete in den 1980er Jahren für die Uni praktische Seminare mit Übungen für Studenten an Bauernhäusern in Schlieren. Sie bekam immer wieder Aufträge für historische Forschungen über Häuser und deren Bewohner von der Stadtzürcher- und der Kantonalen Denkmalpflege oder vom Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich, sowie von privater Seite. Sie beschäftigte sich mit Ortsnamen und ihrer Deutung, war Mitarbeiterin beim Atlas der historischen Strassen und Wege. Die Arbeit am dritten Band „Die Bauernhäuser des Kantons Zürich“ schliesslich, füllte ihre Tätigkeit in den 1990er Jahren weitgehend aus.

... und in Schlieren

Gewissermassen als Nebenprodukt ihrer Forschungen trug sie alles zusammen, was mit Schlieren einen Bezug hatte. Vielleicht galt hier für sie das Historiker-Mantra „Grabe, wo du stehst!“. Dieses stand für eine Geschichtsforschung von unten her (also nicht ausgehend von den Mächtigen ihrer Zeit, sondern den Trägern sozialer Lasten), kam ursprünglich aus Schweden und entsprach dem Geist der historischen Forschung der Jahre um 1970. „Oral History“ (also mündliche Überlieferungen) gehörten dazu wie auch die Darstellung der Lebenswelt einfacher Menschen.

Aus den Kirchenbüchern zog sie die ganzen Stammbäume der ehrwürdigen alten Schlieremer Geschlechter zusammen (Bräm, Frey, Hug, Hollenweger, Meyer, Meier, Rüttschi, Schüepp...). Hinzu kamen die Hausgeschichten vieler alter Haus- und Bau-



Um 1970, Reise nach Griechenland, Insel Hydra.



Vorstand der Vereinigung für Heimatkunde mit Hans Bachmann (li) und Peter Ringger (re).

ernhäuser, welche sie mit Beharrlichkeit und Kombinatorik aufschlüsselte.

Ab 1968 arbeitete sie sehr intensiv in der Vereinigung für Heimatkunde mit, in deren Vorstand sie gewählt wurde. Sie verfasste die Schlieremer Jahrbücher 1979 (Die Öffnung von Schlieren), 1981 (Die Pfarrbücher von Schlieren) und wirkte an den Ausgaben von 1975 und 1977 mit.

Hier zeigte sich ihre praktische Begabung: Beim Umzug des Ortsmuseums an den gegenwärtigen Standort im Dorfpark war sie sich nicht zu schade, tatkräftig, beim Einrichten, Auffrischen oder beim Einräumen und Ordnen des Sammelgutes Hand anzulegen.

Ursula Fortuna: Der Mensch („Dank den zahlreichen Autofahrern...“)

Wenn man von Ursula Fortunas Wesen spricht, so fällt einem spontan der Begriff „Bescheidenheit“ ein. Sie ging als Privatgelehrte einen schwierigen, eigenwilligen Weg. Materielle Güter waren als Historikerin nicht zu gewinnen. Seit ihrer Wohnsitznahme in Schlieren, wo sie übrigens 1970 eingebürgert wurde, lebte sie in kleinen (Dach-)Wohnungen. Ihre Bücher und Unterlagen („Zettelkatalog“, einen Computer besass sie nicht) waren immer vorbildlich geordnet, wie es ihrem Wesen entsprach. Sie arbeitete strikt wissenschaftlich, und wer mit ihr zusammenarbeitete, musste „früh aufstehen“ und sorgfältige, kompetente Beiträge liefern. Sonst gab es eine unerbittliche, kalte Dusche, wie der Verfasser dieser Zeilen selbst erlebte (es sei ihr verziehen, sie hatte recht).

Zum Ausgleich machte sie beim frisch gegründeten Frauen-Alpenclub mit und beteiligte sich – auch als Organisatorin – an vielen Wanderungen oder Tourenwochen in den Alpen. Als Anhalterin reiste sie oft an Wochenenden in die Berge, um „auszulüften“. In ihrer Dissertation widmete sie ihren Dank (wie üblich) ihrem Doktorvater – Prof. Dr. Max Silberschmidt – und den zahlreichen Autofahrern, die für sie anhielten, sowie den Bauern und Sennen, die ihr oftmals herzliche Gastfreundschaft gewährten. Dies als Beleg für ihren versteckten Humor – und ihre Genügsamkeit...

Zu ihrer Persönlichkeit gehörte auch ihre stille und besinnliche Art. Sie tankte Kraft für die Seele in der Religion. Hoffnung und Gottvertrauen, Dankbarkeit dem Höchsten gegenüber halfen ihr, familiäre Schicksalsschläge (Tod der Geschwister) zu überwinden.

Ihr grosses Werk und ihre Hinterlassenschaft

Die folgende Liste ihrer Werke erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit!

- Der Völkerbundsgedanke während des ersten Weltkriegs 1974
- Gerichtsbüchli von Schlieren 1977
- Pfarrbücher von Schlieren 1981
- Öffnung von Schlieren 1979
- Häusergruppe zum Central Höngg 1987
- Vom Bauerndorf zum Wirtschaftszentrum
- Bauernhäuser des Kt. Zürich 1997
- Industriegeschichte des Limmattals 1978
- Haus-Altbauten in Schlieren 1984
- Archäologie im Kt. Zürich 1998 (Teilbeitrag)
- Ortsnamen und historische Verkehrswege

Ein Höhepunkt ihrer beruflichen Laufbahn war gewiss die Überreichung

des Zürcher Heimatschutzpreises 2008. Der Heimatschutz ehrte damit eine über 30-jährige selbstständige Tätigkeit „zur Erforschung der besitzgeschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten von zahlreichen erhaltenswerten, interessanten Häusern, Scheunen, Speichern, Werkstätten und anderen ortsgeschichtlich bedeutenden Objekten“.

Das Vermächtnis

Einen Teil ihrer Forschungsunterlagen vermachte Dr. Ursula Fortuna dem Staatsarchiv Zürich. Viele Schriften kamen zur Kantonalen Denkmalpflege, ins Stadtarchiv Schlieren und zur Vereinigung für Heimatkunde. Ihr testamentarischer Wille war es, dass ein Studierender aus diesen Unterlagen eine Arbeit über Schlieren schreiben sollte. Die wirtschaftlichen Grundlagen und die Entwicklung der Stadt von der Agrar- zur Industrie- und zur Dienstleistungsgemeinde sollten den



Inhalt sein; Auf- und Niedergang der Geschlechter ein weiterer Teil. Dazu stiftete sie ein grösseres Legat aus einem Betrag, den sie von ihren Geschwistern geerbt hatte.

Dieser Wunsch wurde 2017 verwirklicht. Die Historiker Bruno Meier und Verena Rothenbühler verfassten das Werk „Geschichten aus dem Alltag / Schlieren 1750 – 1914“, an dem Ursula Fortuna gewiss ihre Freude hätte, so wie wir heutigen Schlieremer.

Güte und Hilfsbereitschaft

Caroline Geistlich-Leuthold, 18. April 1853 bis 13. Juli 1928

„Unsere Grossmutter Caroline ist für mich ein Inbegriff der Güte und Hilfsbereitschaft dem Nächsten gegenüber“, schrieb ein Enkel hinter dieses Porträt – und besser kann man es wohl nicht sagen.

Caroline Leuthold entstammte einer Bauernfamilie. Geboren wurde sie im Sternen Oberrieden und kam im Alter von vier Jahren auf den Neuhoof, einen grossen Bauernhof im Horgenberg, den ihr Vater Kaspar und dessen Bruder 1856 gekauft hatten. Man vermutet, dass in einem Anbau anfänglich noch der Seidenfabrikant Stünzi tätig war. Der Hof beherbergte auch den Versammlungsraum der Evangelisch-Taufgesinnten des linken Zürichsees; Vater Kaspar wirkte als Ältester

der Gemeinde. Die Leutholds waren ein eigener „Schlag“ Menschen – humorvoll, gemütlich, bedächtig. So war auch Caroline: Eine Mutterfigur, gütig und grosszügig. Im Neuhoof (den es heute noch gibt) lebte sie bis zu ihrem 37. Lebensjahr.

Sie wurde die zweite Ehefrau von Eduard Geistlich (1856-1907). Dieser war ein dynamischer, weitsichtiger Unternehmer, auch über seine Firma hinaus rastlos tätig (Förderer der Limmattal-Strassenbahn, der Sekundarschule Schlieren, der Elektrifizierung usw.). Die Familie lebte im Stammhaus der Geistlichen an der Engstringerstrasse 1, welches Ed. Geistlich um 1879 von seinem Freund und Glaubensbruder Heinrich Glättli erworben

hatte. Alle seine Kinder wurden hier geboren. Auch die Versammlungen der Evangelisch-Gesinnten fanden hier statt, bis zum Bezug der „Limmattau“ 1898. Caroline schenkte ihm – sie war schon über 40 Jahre alt – drei Kinder; einen Sohn und zwei Töchter.

Ihrer Zeit voraus

Caroline Geistlich muss eine ganz besondere Frau gewesen sein, ihrer Zeit voraus. Man stelle sich das einmal vor, einzuheiraten in eine so grosse Familie wie die Geistlichen mit fünf Kindern aus Eduards erster Ehe! Wegziehen vom See ins Limmattal! Jörg Wiederkehr, der die Geschichte der Evangelisch-Gesinnten in Schlieren zusammengefasst hat, stellte sie dar als eine starke Frau, zielbewusst und



Caroline Geistlich, um 1920.



Caroline Geistlich bei ihrem 75. Geburtstag 1928 mit den fünf Kindern aus Ed. Geistlichs erster Ehe, ihren eigenen drei Kindern, deren Ehepartnern und ihren Enkeln. Im Vordergrund die „Landhauskinder“ mit 75 Eiern im Korb und Blumenschmuck. Im Tagebuch schrieb Caroline: „Es rührte mich zu Tränen. Der lb. Gott hats einfach so geschenkt, dass alle acht Kinder in Liebe und Frieden beisammen sein konnten.“

mit einer gehörigen Portion Selbstvertrauen. „Sie war ein Mensch mit viel Gottesfurcht und viel Liebe zu ihren Mitmenschen – und dies mit einem Sinn für die praktische Umsetzung.“ Dabei betätigte sie sich nicht in der Leimfabrik, sondern im kirchlich-fürsorgereischen Bereich und in den Belangen der Familie; sie wird als die gute Seele geschildert, die im Hintergrund wirkte. Nicht immer folgte sie vorgegebenen Spuren: Als sie in ihrer Glaubensgemeinschaft auch fremde Gastredner einlud, wurde sie sogar eine Zeitlang ausgeschlossen.

Ein paar Beispiele sollen ihr Wesen greifbar machen. Mit einer Gruppe Frauen stellte sie für die Buben der Pestalozzi-Stiftung (heute Knonau) Wollsa-chen her. Es gab dazu aber auch eine Zaine voll selbstgebackener Berliner – sie wollte nicht nur Nützliches schenken, sondern auch Freude machen.

Noch heute erhalten: Die Turngeräte von damals

Mit Begeisterung nahm Caroline die Ideen moderner Gesundheitserziehung auf. Als Bauerntochter pflegte sie im Garten des Stammhauses nicht einen klassischen, repräsentativen Garten, sondern einen „Bungert“, einen Baumgarten. Turngeräte wie Reck, Barren, Rundlauf, und ein Kneipp-Bad wurden installiert. Hier turnte sie mit älteren Bekannten. Auch Fussbäder fürs „Wasserstampfen“ wurden eingerichtet. Nach dem Vorbild der Lungenanatorien in Davos wurden rund ums Haus zahlreiche Tannen gepflanzt. Es ging darum, gesunde Luft, Licht und Sonne in den Alltag zu bringen. Kinder von nah und fern kamen zu Spiel und Freud, zu Speis und Trank, besonders natürlich diejenigen „ihres“ Kindergartens. Moderne Ernährung war ebenfalls ein Thema. Die Familie hatte persönliche Beziehun-

gen zum Reform-Arzt Dr. Max Bircher-Benner, und dessen Lehren mit Müesli und Rohkost wurden befolgt, ebenso die des Pfarrers Kneipp.

Das Vertrauen in die Kräfte der Natur zeigt folgende Episode: Enkel Peter erkrankte mit etwa zwei Jahren an Diphtherie. Seine Mutter dachte, er sterbe, aber ihm wurde auf Carolines Rat hin viertelstündlich ein Kaffeelöffelchen mit ganz frisch geraffelmtem und gepresstem Apfelsaft eingeflösst – und er erholte sich!

Gemäss dem Evangelium galt für Caroline Geistlich die Regel, nicht am Besitz zu hängen, sondern zu teilen, tätige Hilfe zu leisten. So wurde für die Landstreicher im umgenutzten Hühnerhaus (immerhin auch das eine kleine, wohlproportionierte Fingerübung der Architekten Müller & Freytag!) ein separates Räumchen mit

Nachtlager eingerichtet, und der eine oder andere dieser Gesellen konnte am nächsten Tag in der Fabrik noch etwas verdienen.

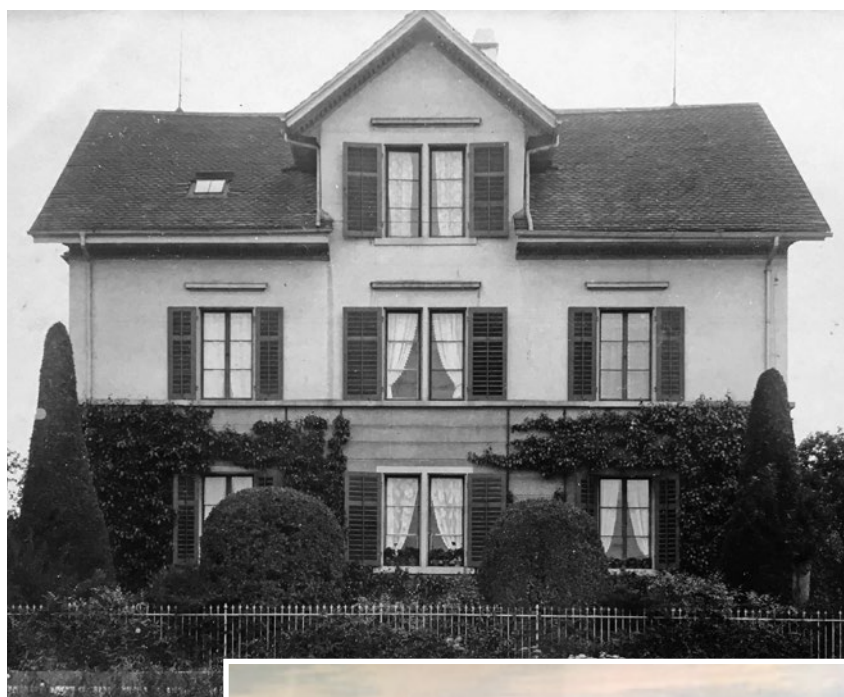


Dieses Bäbi erzählt eine kleine Geschichte.

Verzichten hiess auch, wenn man der Kindheit entwachsen war, sein Spielzeug und seine Kindersachen weiterzugeben. Das galt auch für Carolines Tochter Elisabetha Geistlich, welche dem Gebot widerwillig folgte. Sie versteckte allerdings ein kleines Bäbi im Estrich – heute hütet es Carolines Enkelin, Frau Dorothea Hirzel-Geistlich...

Der Patriarch stirbt

Der plötzliche Tod ihres Gatten Eduard, er starb 1907 innerhalb von zwei Tagen nach einer Blutvergiftung, stellte Caroline vor die Aufgabe, die Verantwortung für die grosse Familie mit acht Kindern und die Fabrik zu übernehmen. Im Geschäft übernahmen dann die älteren Kinder die Verantwortung und gründeten eine AG. Caroline soll eines Abends beim Geschirrwaschen gebetet haben: „Vatter im Himmel, jetzt händ mini Chind kein Vatter meh! Bis du jetzt ihre Vatter!“



Stammhaus Geistlich, Engstringerstrasse 1, Erbaut um 1870. Aufnahme zirka 1900, von Osten her.



Das Fabrik-Ensemble Geistlich vor dem Abbruch ca. 2000. Die Villa Geistlich im Vordergrund (links).

Die Zeit zum Handeln war gekommen und zwar auf ganz verschiedenen Ebenen. Zum einen half sie dem damaligen Kindergartenverein Schlieren, an der Schulstrasse einen ersten Kindergarten zu errichten, das heute noch bestehende „Nähhüsli“. Sie übernahm dafür am 16. November 1911 einen Schuldbrief von Fr. 15'500 Franken. Das Haus ging später, 1918, an die Gemeinde über und steht heute noch; es ist geschützt und diente in all den Jahren Hunderten von Kindern. Es ist möglich, dass es da einen Zusammenhang gab mit dem etwa gleichzeitig weggezogenen Josefsheim (siehe im Jahrheft 2021: Porträt von Maria Tauscher).

Zum andern war die „Limmatau“, das zweite Versammlungshaus der

Evangelisch-Taufgesinnten, das Eduard Geistlich 1898 hatte bauen lassen, zu eng geworden. So entschloss sich Caroline Geistlich, für ihre Glaubensgemeinschaft eine neue Heimstatt zu errichten. Es waren Kriegszeiten; mit Mut, Vertrauen und Glauben führte sie dennoch ihr Werk aus. Sie kaufte vom Schlieremer Müller, Alfred Hollenweger, 30 a Land in den Lachern und liess darauf durch die namhaften Architekten Müller & Freytag, Thalwil, das Haus Bethel an der Kreuzung Bernstrasse / Engstringerstrasse errichten. Eingeweiht im September 1915 überzeugt der geschützte Bau auch heute noch architektonisch und wird allen Bedürfnissen gerecht. Die Baumeisterarbeiten übernahm E. Meier aus Pfäffikon.

Caroline Geistlich starb 1928 während eines Kuraufenthaltes in Waldstatt AR. Bestattet wurde sie bei der Reformierten Kirche im alten Kirchhof. 1932 wurde sie zusammen mit ihrem Gatten umgebettet ins schöne, heute noch bestehende Familiengrab (nördlicher Teil des Friedhofs) mit dem Obelisk aus Marmor – wohl dem ältesten Grabmal in Schlieren. Ihre Kinder Ida Emma, Paul und Elisabetha gründeten 1949 in ihrem Sinne eine Stiftung, deren Hauptzweck es ist, „... die Liegenschaft Bethel der Evangelischen Täufergemeinschaft zur Verfügung zu stellen.“

Was bleibt

Caroline Geistlich hat Spuren hinterlassen. Das ehrwürdige Stammhaus

der Familie Geistlich, von dem wir im zweiten Absatz gesprochen haben, steht heute noch. Es wird die Umgestaltung des Geistlich-Areals glücklich überleben. Frau D. Hirzel-Geistlich hat ihm und seiner Geschichte im Jahrheft 2005 ein herzliches kleines Denkmal errichtet. Es ist wie ein verwunschener Märchenplatz inmitten des geschäftigen neuen Schlierens – mit Sträuchern, Tannen, halb verwilderten Blumengärten, Rabatten und wuchernden Rosenbüschen, den erwähnten Turngeräten und einem Kinderspielhäuschen. Auch das Haus Bethel an der Kreuzung Bern-/Engstringerstrasse ist erhalten geblieben und bleibt Treffpunkt der Glaubensgemeinde. Ebenso hört man im „Nähhüsli“ an der Schulstrasse wie

vor über hundert Jahren das Lachen der Kinder. Caroline Geistlich hätte gewiss ihre Freude daran: Ihr Geist lebt weiter!

Wir denken vielleicht ab und zu an die guten alten Zeiten. Aber so leicht waren die wohl doch nicht! Hinter den Einzelheiten dieser Lebensschilderung verbergen sich tragische Geschichten – solche, die wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können. Ein Beispiel ist die erste Gattin von Eduard Geistlich, Lina Geistlich-Jakob. Sie starb 1889, nur gerade 34 Jahre alt, einen Tag nach der Geburt ihres achten Kindes, welches tot auf die Welt gekommen war, wie die beiden Babys davor.



Es bleibt erhalten: Das Stammhaus Geistlich von Westen, mit dem Anbau des Baumeisters Edoardo Moroni von etwa 1900. Frau Dorothea Hirzel-Geistlich bei einem Turngerät.

Taubstummenlehrer und Aufklärer

(Johann) Heinrich Keller, 18. Februar 1728 bis 18. Juli 1802



Schlieren um 1770-1780 von Westen her, von Jakob Kuhn, Ofenmaler. Die Häuser links (Kafichäschli, Wetter und Zürrer stehen noch. Der Spitalhof – umgeben vom Dorfzaun – ist 1834 abgebrannt. Rechts von der Kirche das alte Pfarrhaus und u.a. das Stürmeierhuus.

Pfarrer ab 1759 und Taubstummenlehrer. „Ich will lieber von der Röhre trinken statt vom Brunnen.“

Mit Pfarrer Johann Heinrich Keller tritt uns ein Mann entgegen, der seiner Zeit wohl weit voraus war: Ein „Kind der Aufklärung“, ein Wohltäter seiner Gemeinde und ein umfassend begabter und interessierter Mensch. Er war der erste Lehrer in der Schweiz, der taubstumme Kinder ernsthaft und systematisch schulte. Um ihn zu würdigen, müssen wir die Zeitumstände kennen.

Taubstumm: Ein falscher Begriff

Taubstummheit ist eigentlich eine falsche Bezeichnung. Die Sprachlosigkeit entsteht durch eine frühkindliche angeborene oder erworbene Anomalie des Gehörorgans, z.B. durch Röteln oder Masern der Mutter während der Schwangerschaft bewirkt oder genetisch bedingt. Infolge dieses Gebrechens hört das Kind Gesprochenes nicht, und das Sprachzentrum wird dementsprechend nicht entwickelt. Wenn der Gehörschaden im späteren Kindesleben eintritt, kann die Sprache

nicht erhalten werden. (Heute wissen wir, dass das Zeitfenster für den Spracherwerb etwa vom ersten bis zum dritten Lebensjahr offen ist.) Von Taubstummheit (heute Gehörlosigkeit) spricht man, wenn das Gehör gestört wird, bevor das Sprachzentrum entwickelt ist; allgemein setzt man diese Grenze auf sieben bis acht Jahre.

Taubstumme wurden im Altertum oft als minderwertige Menschen angesehen, ja den Irrsinnigen gleichgesetzt. Die Entwicklung der Sprache als Funktion des Gehörs wurde noch nicht verstanden. Aristoteles war der Meinung, dass nicht sprechende Menschen auch des Denkens unfähig wären. Im Mittelalter dachte man, dass Staub oder Würmer den Gehörgang verstopften und dass Gehörlosigkeit eine Strafe Gottes sei; Gehörlose galten als bildungsunfähig. Man kann sich vorstellen, was diese Menschen für ein trauriges Leben zu führen hatten; noch ums Jahr 1750 wurden sie auf dem Land bei den Tieren des Stalles gehalten; sie verwahrlosten oder wurden davongejagt.

Immerhin gab es vereinzelte Anstrengungen, um ihr Los zu bessern; einzelne Gelehrte begannen, die Zusammenhänge zu verstehen und sich für die Kinder einzusetzen. Wir wissen vom spanischen Benediktinermönch Pedro Ponce de León, der 1584 in Oña die gehörlosen Kinder von Aristokraten unterrichtete – er widersetzte sich dem mittelalterlichen Denken und hielt sich als Benediktinermönch an die Regel, dass alle Menschen völlig gleich und mit Respekt behandelt werden sollten. Als Mönch war er dem Schweigegebet im Kloster unterstellt und so an Gebärden und Zeichen gewohnt. Seine Methode umfasste bereits das Fingerbuchstabieren, er lehrte die Kinder auch einfache Gesten. In Paris arbeitete 1760 der Philanthrop Abbé Charles-Michel de l'Épée im Sinne Rousseaus mit zwei tauben Schwestern, die er hauptsächlich mit Gesten, Zeichen und methodischen Gebärden bildete. 1771 gründete er die erste Schule; die „Institution Nationale des Sourds-Muets de Paris“.

Schon 100 Jahre vorher hatte sich Johannes Lavater, Pfarrer in Uitikon und Logikprofessor am Carolinum Zürich (nicht zu verwechseln mit J.C. Lavater, siehe nächste Seite), ernsthaft dieser Aufgabe zugewendet. 1664 liess er von seinem Studenten J.B. Wieser eine wissenschaftliche Arbeit verfassen unter dem Namen „Die Lavatersche Taubstummenschule“. Wieser starb jedoch mit gerade mal 24 Jahren, und sein folgender Aufruf wurde nicht weiter verfolgt:

So wird niemand mehr den Taubstummenunterricht als unmöglich verspotten, sondern aus Nächstenliebe und Gottesfurcht über die methodisch leichteste und kürzeste Bildungsweise nachdenken. Darauf sollen sich vor allem diejenigen besinnen, denen die Seelsorge von Amtes wegen überbunden ist. Sie sollen die massgebenden Kreise zum Bau von Taubstummen-schulen bewegen, damit jenen Bejamernswürdigen, die in allen Staaten und zu allen Zeiten vorkommen, nach menschlichem Vermögen die Wohlthaten verschafft werden, die des Blinden Auge, des Tauben Ohr und des Stummen Zunge zuträglich sind.



Anna Maria Keller, die Schwester Heinrichs.

Ein Aufklärer mit berühmten Freunden wird Pfarrer in Schlieren

Hier kommt nun der Schlieremer Pfarrer Heinrich Keller ins Spiel. Seine Familie stammte ursprünglich aus dem Aargau (Hallwyl); sein Vater wurde Waagmeister und in eine Zürcher Zunft aufgenommen. Sohn Heinrich entschloss sich nach den Schulen in Zürich mit 12 Jahren zum Studium der Theologie und lernte am Collegium Publicum die aufklärerischen Ideen der Professoren Johann Jakob Bodmer und Jakob Breitinger kennen. 1750 bestand er das theologische Examen und überbrückte die Wartezeit auf eine Pfarrstelle mit einer Studienreise nach Leipzig und Kopenhagen, zusammen mit dem Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock. Diesem

blieb er zeitlebens tief und freundschaftlich verbunden. In dessen Hause lernte er eine in der Lautsprache unterrichtete Taubstumme kennen – sein erster Kontakt mit dem Problemkreis. Anschliessend wurde er in Kopenhagen für drei Jahre Hilfsprediger und danach drei Jahre Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek.

Am 19. September 1759 wurde Heinrich Keller zum Pfarrer von Schlieren eingesetzt. Die kleine Kirchgemeinde umfasste etwa 500 Seelen. Seine Mutter (Susanna geb. Hess) und seine ledige Schwester Anna Maria begleiteten ihn ins Pfarrhaus. Er muss in der verschlafenen kleinen Landgemeinde wie

ein Wirbelwind gewirkt haben. Gottesdienste, Bibelstunden, Kinderlehre, Konfirmandenunterricht, Jugendunterricht, Trauungen, Krankenbesuche etc. waren seine Hauptaufgaben.

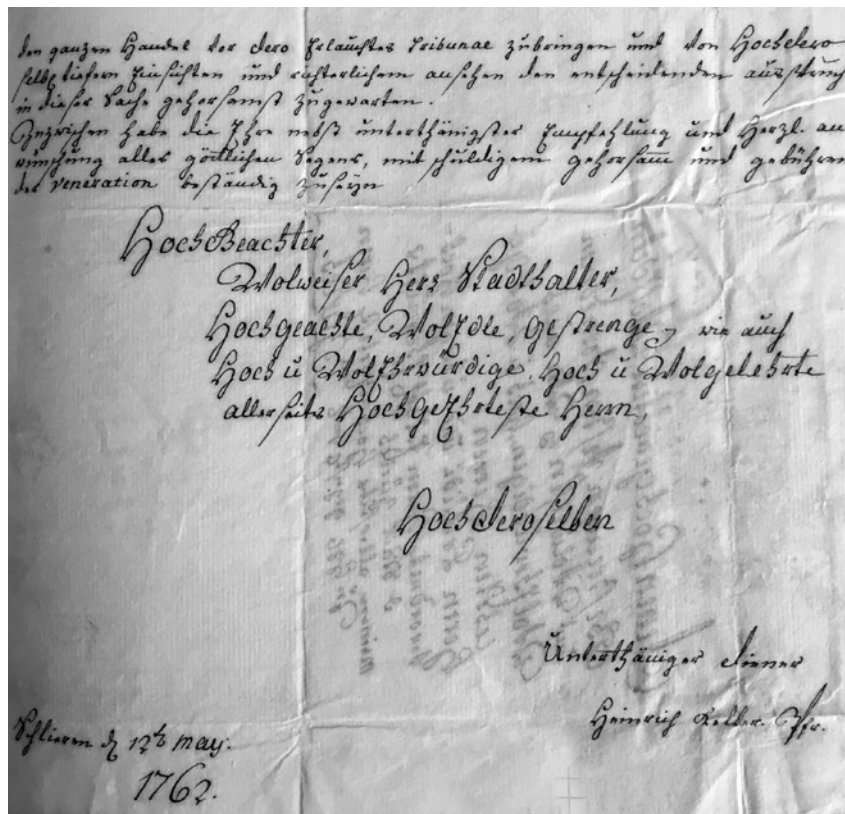
Aber daneben erneuerte er den zerstrittenen Stillstand (Kirchenpflege) mit „den besten Männern des Dorfes“; bis anhin hatten die wackeren Männer kaum lesen gekonnt und daher auch keine Examina an der Schule durchgeführt – aus Angst, sich selbst zu blamieren. Weil die Kunst der Dorfbader allgemein gering war, wirkte Keller – nach Selbststudium – gar als Arzt und entwickelte Medikamente gegen Krätze und Gicht.

Auch der vernachlässigten Schule nahm er sich an, lehrte den alten, aber beliebten Dorfschulmeister Hans Ulrich Haupt, einen Weber, selber einigermassen richtig zu lesen und erteilte den Knaben Rechenunterricht im Pfarrhaus, weil Haupt das gar nicht konnte. Eine mildere Behandlung von Kindern lag ihm am Herzen, die Förderung der Begabten und allgemein die Bildung armer Landkinder. Im Schulbericht beklagte er, „... dass für die Landkinder, selbst wenn diese die Talente eines Archimedes oder des Dichters Pope hätten, keine Möglichkeit zu höherer Bildung und einem entsprechenden Berufe besteht“.

1762: Ein Landpfarrer schützt ein Mädchen

Eine absolut bezeichnende Geschichte kennen wir aus den Akten des Zürcher Statthalters. Es ging um eine junge Frau, Anna Meyer aus Otelfingen. Der Schlieremer Rudolf Müller, ein kinderreicher Witwer, hatte der Frau die Heirat versprochen und es vor Zeugen mit einem „cronenthaler zum ehepfand“ bekräftigt. Dies, obwohl sie ihm gesagt hatte, sie könne keinen Brautschatz aufbringen und noch weniger das Geld, das jede Fremde für die Heirat in die Grafschaft Baden, zu der Schlieren bis 1803 gehörte, mitbringen müsse.

Wenig später wurde Witwer Müller reuig, wollte mit Gewalt ins Zimmer der Magd eindringen, bedrohte sie und hielt ihr vor, sie sei zu arm, zu jung, habe das Bürgerrecht nicht und werde nie den nötigen Brautschatz bringen können. Er ziehe sein Versprechen zurück und wolle den Kronenthaler wieder. Als das nichts nützte, die Kammer blieb ihm verschlossen, änderte er den Kurs wieder, drohte aber, er würde der jungen Frau die Hölle auf Erden bereiten. Die Frau wandte sich voll Vertrauen an den Pfarrer und der suchte zu vermitteln – ohne Erfolg.



So sorgfältig wie Kellers Schrift, so umsichtig war sein Handeln.

Pfarrer Keller schilderte die ganze Geschichte seiner Obrigkeit sehr präzise, mit spürbarer Sympathie für Anna Meyer. Er legte dem Statthalter nahe, den „verwegenen Kerl“ in die Schranken zu weisen. Er für sich könne so ein Verhalten (gemeint war das gebrochene Versprechen und die Drohungen) nicht unterstützen.

Taubstummenlehrer mit 49 Jahren

Zu Kellers Freunden gehörten u.a. Samuel Hirzel, Stadtschreiber von Zürich; der Theologe Leonhard Usteri, Schulreformer und seinerseits Anhänger Rousseaus; sowie Johann Caspar Lavater, Pfarrer am St. Peter in Zürich und Philosoph. Auf Usteris Anregung trat Keller Hirzels Moralischer Gesellschaft Zürich bei, welche sich für die Erziehung von Armen und Waisen einsetzte und die Bildungsmisere auf dem Land tätig bekämpfte. Diese wur-

de bei der Obrigkeit in Zürich und Bern aber mit Misstrauen beobachtet – zu nahe war sie den aufklärerischen Ideen.

Keller wollte wohl seinen Beitrag zur Erreichung der Ziele dieser Gesellschaft dadurch erbringen, dass er ab 1777 zwei taubstumme Kinder unterrichtete, nämlich Caspar und Melchior von Muralt. Ihnen gesellten sich bald vier weitere bei, zwei Buben und zwei Mädchen. Er betrachtete sein Werk wohl auch als Erweiterung seiner ärztlichen Tätigkeit. Damit war im Pfarrhaus in Schlieren die erste schweizerische Taubstummenschule, ein Privatinstitut, gegründet worden. Die Kinder wohnten auch im Pfarrhaus.

Es war vor allem die Nächstenliebe, nicht das Kostgeld, die Keller antrieb. Er drückte die tiefe Freude über seinen Schüler Caspar Muralt so aus:

„Aber über alles ist das herrliche Morgenlob, das er nicht gelernt, nie gelesen, sondern aus eigener Bewegung, an einem schönen Frühlingsmorgen dem Schöpfer der Sonne und des Lichts darbrachte. Nachdem er angekleidet war, stand er am Fenster, sah die schöne Sonne und seine warme Empfindung goss sich in Worten aus. Mit einer lächelnden Miene redete er, und man hörte ihn vernehmlich die Worte sagen *Sonne, Licht, Gott*. Dann mit gefalteten Händen und einer tiefen Verbeugung *Ich bedanke mich.*“

Kellers Methode: Heute noch gültig

Der Schlieremer Pfarrer wird auf seinen Reisen im Ausland von den Pioniertaten des vorerwähnten Abbé de l'Epée und dessen Wörterbuch gehört haben. Dieser war ihm aber kein direktes Vorbild; Keller arbeitete weitgehend autodidaktisch. Während de l'Epée seinen Schwerpunkt auf die Gebärdensprache legte, förderte Keller sehr bewusst auch die Lautsprache. Als „Kind der Aufklärung“ stand er in dauerndem Kontakt mit dem erwähnten Leonhard Usteri, mit Johann Heinrich Pestalozzi und Johann Caspar Lavater. Auch kannte er die Werke des schottischen Philosophen David Hume und des Philanthropen Johann Bernhard Basedow.

Seine schulischen Prinzipien veröffentlichte er 1786 in der Schrift „Versuch über die beste Lehrart, Taubstumme zu unterrichten“. Da seine Schüler wie in einem Internat mit ihm lebten, kannte er sie umfassend – und unterrichtete sie auch entsprechend. Sein Satz „Der Lehrer bemerke mit scharfsinnigem Auge, was in der Seele seines Schülers vorgeht“ belegt, wie individuell er auf den Lern- und Entwicklungszustand der jungen Menschen einging. Natürliche Gegenstände, naheliegende Dinge, die das Kind interessieren, werden ihm vor Augen geführt und benannt; Unterricht am

Objekt sagt man dem heute. Lehrausgänge, Schauspiele, Umschreibungen mit deutlichen Zeichen waren Hilfsmittel im Alltag. „Die Sinne des Gesichts und des Gefühls sind bei Taubstummen ungleich schärfer und feiner“, und „sie besitzen auch einen schärferen Beobachtungsgeist als die Hörenden“. Er wusste, dass die Grundtriebe der Neugierde und der Nachahmung, wie auch der Ehrtrieb, bei taubstummen Kindern besonders ausgeprägt waren – und daher im Unterricht zu berücksichtigen seien.

Seine Prinzipien tönen wie moderne Pädagogik:

- vom Einfachen zum Komplizierten
- vom Leichten zum Schwierigen
- man zeigt die Dinge in ihrer Natur, anschaulich, als sinnliche Handlung mit Sehen, Riechen, Schmecken
- vom sinnlich Wahrnehmbaren zum Abstrakten
- keine Buch- und Wortschule, sondern Vorbereitung auf das reale Leben, konsequentes Wiederholen

Für abstrakte Begriffe brauchte er Bilder, etwa die Arche Noah für „das Gedächtnis“. „Der Rabe, der ausfliegt“, bezeichnet eine Vorstellung, die wir vergessen haben. „Die wiederkehrende Taube“ eine Idee, deren wir uns wieder erinnern. Für „die Aufmerksamkeit“ stand das sinnliche Bild eines Schmetterlings, wie er auf einer Blume verweilt, und dieselbe eine Zeitlang, wie es scheint, mit Fleiss betrachtet.

Keller vergass aber über all dieser hohen Ziele nicht das Wichtigste: „Der Hauptzweck ... ist unstreitig der, dass er der Lehrer solche Unglückliche dem isolierten Zustande entreisse und sie dem Genuße des gesellschaftlichen Lebens tüchtig mache“. Keller



Unser St.-Agatha-Kirchlein, gezeichnet von Heinrich Keller.

übte zwar die Fingersprache und die Schrift, stellte aber das Ablesen und die Tonsprache weit voran, „... da ohne sie alle seine Wissenschaft in seiner Seele, gleich einem mit Schloss und Riegel verwahrten Schatz, allen andern Menschen verschlossen bleiben... Wer wird ihn verstehen können?“

Der Aufklärer: Von der Röhre – nie aus dem Brunnen

Keller lebte in der alten Eidgenossenschaft, einer Zeit, in der die Gnädigen Herren der hohen, huldreichen Obrigkeit abgehoben vom Volk regierten. Die Leute der Landschaft hatten praktisch keine Rechte. Man hat den Eindruck, dass Keller dieser Obrigkeit kritisch gegenüberstand – auch wenn er sehr klarsichtig voraussah, dass die Französische Revolution für die Landleute nur die eine Herrschaft gegen eine andere, womöglich viel härtere, tauschen würde. Er verkehrte – wie erwähnt – ja auch mit aufklärerischen, reformerischen Geistern.

Er empfing Gäste aus dem Ausland, auch fürstliche, führte eine umfangreiche Korrespondenz mit namhaften Zeitgenossen und warnte seine Schäflein vor der verlockenden Emigration nach Preussisch-Pommern. Eine gesunde Ernährung war ihm wichtig, auch für die ihm Anvertrauten. Medizinisch bildete er sich mit Privatstudien weiter und verteilte Medikamente gegen die „Epilepsi“ und „ein herrliches Mittel gegen die Ruhr“. Im Pfarrhaus betreute er Menschen mit Gemütskrankheiten, wie man dem damals sagte. Er verfasste Gedichte und legte sie seinem Freund J.C. Lavater 1770 vor: „Mir hat der Himmel ein raues und unfruchtbares Land zur Anbauung anvertraut, wo alles mit Arbeit und Schweiss muss erzwungen werden.“

Im schriftlichen Verkehr mit den Vorgesetzten hielt sich Keller äusserlich an die angestammten Formulierungen („An die Hochwohlgeborenen...“). Aber aus den Visitationsberichten spürt man, dass hier einer in einer Landgemeinde wirkte, der (wie er selber schrieb) in geistigen Dingen „lieber von der Röhre trank als aus dem Brunnen“. Als Quelle für seine Predigtvorbereitungen gab er, sehr zum Stirnrunzeln seines Visitators, an: *Eigenes Nachdenken*.

Heinrich Keller blieb bis ins hohe Alter neugierig und bewunderte „seine“ Kinder: „Ist es nicht zum Erstaunen, dass Kinder, die keine menschliche Stimme je gehört haben, die mithin von den Tönen keinen Begriff haben, gleichwohl fast alle menschlichen Töne fast ebenso deutlich (!) aussprechen können, als wir Hörende?“

Trauriges Ende zur Zeit der Helvetischen Republik

Um 1795 gab Keller den Taubstummenunterricht auf – altersbedingt, aber wohl auch im Zusammenhang mit dem Untergang der alten Eidge-



*Haus zur Krone, Freiestrasse (abgebrochen 2001),
1799 Hauptquartier von General Masséna.*

nossenschaft und den Helvetischen Wirren.

Kellers Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert, und auch sein Verhältnis zu seinen Schäfchen trübte sich ein. Zwar schrieb er noch 1796: „Von dem leydigen Freyheitsschwindel und verderblicher Revolutionssucht ist die Gemeinde bis dahin fast ganz frey geblieben.“ Es lässt sich schwer beurteilen, ob sich der einstmals weltoffene, Neuem gegenüber aufgeschlossene Schlieremer Pfarrer im Alter verändert hat. Vielleicht hat er die Ideale der Aufklärung oder seine Privilegien vor dem heranbrandenden Sturm der Französischen Revolution bedroht, und das Unglück voraus gesehen; er wurde schwermütig und realisierte das selbst. Pfarrer Kellers Gutmütigkeit wurde ihm schliesslich zum Verhängnis. Er verlor durch einen Betrüger den grössten Teil seines Vermögens.

Jedenfalls: Der Umsturz von 1798 – mit der folgenden kurzlebigen Helvetischen Republik – hatte bei den Bauern Hoffnungen auf Entlastung von den bisherigen Abgaben an Zinsen und Zehnten und auf eine Loslösung von

den bisherigen Herrschaftsverhältnissen geweckt. Diese Zuversicht wurde enttäuscht, das Limmattal wurde zum Kriegsgebiet. Links der Limmat lagerten im Juni 1799 die Franzosen, rechts die Koalition aus Russland und Österreich. Man spricht von der Ersten Schlacht bei Zürich – für die Dörfer des Limmattals hiess das monatelang herumstreunende Soldaten, Belagerung, Einquartierung, Verwüstung der Felder, Requisition und Plünderung. 18 Wochen lang dauerte dieser Schrecken in Schlieren. Das Pfarrhaus wurde im Zug der politischen Umwälzungen im Frühling 1799 durch die Franzosen und umherstreifende Österreicher mehrmals geplündert. Kellers Bibliothek (5000 Bände!), all seine Predigten seit 1760, seine Korrespondenz mit der halben Welt, seine Unterrichtsmaterialien – alles verschwand und mag zum Anzünden von Lagerfeuern gedient haben, wie auch die Bilder und Skizzen seiner Schüler. Keller selbst erlitt einen gewalttätigen Angriff und in der Folge einen weiteren Schlaganfall. Er verlor die Sprache – traurige Ironie des Schicksals. Seine Schwester betreute den Hilflosen und Verarmten bis zum Tod.

Im Herbst des gleichen Jahres folgte die Zweite Schlacht von Zürich. Der französische General Masséna soll im „Krone“ genannten Bauernhaus (Freiestrasse 15, abgebrochen) sein Hauptquartier gehabt haben. Am 25. September 1799 schaffte er die berühmte Limmatüberquerung bei Dietikon, welche diesen Krieg zugunsten der Franzosen entschied.

Das Dorf hatte sich von den Verheerungen noch 15 Jahre später, im Jahr 1813, nicht erholt, wie Pfarrer Johann Jakob Spörri schrieb. Er hatte seit 1799 Heinrich Keller als Vikar unterstützt. Hilfe gab es keine: Der neue Kanton Baden, zu dem Schlieren jetzt gehörte, hatte kein Geld und andere Sorgen; Zürich war nicht mehr zuständig.

Kellers Beispiel macht Schule – in Genf und Bern

Von Keller gab es sicher Porträts (z.B. bei J.C. Lavater); doch diese wurden später verstümmelt und nach Russland verkauft.

Seine Arbeit aber trug Früchte. Keller hatte bereits einen Lehrer, Johann Konrad Ulrich, ausgebildet, welcher ihm drei Jahre lang im Pfarrhaus assistierte, sich dann in Paris bei Abbé de l'Épée weiterbildete und zunächst in Genf unterrichtete. 1798 kehrte er nach Zürich zurück. Es dauerte aber noch bis 1827, ehe hier die Taubstummenanstalt eröffnet wurde.

Einen weiteren Pionier hatte er angeregt: Ein gewisser Samuel Rüetschi, geboren 1758, „aus Schlieren in der ehemaligen Grafschaft Baden“ stammend, führte ab 1792 in Bern an der Kramgasse eine bescheidene Taubstummenanstalt mit drei bis fünf Knaben aus begüterten Verhältnissen. Ihm wurde von Zeitgenossen ein „ausgezeichnetes Lob“ erteilt, die „unermüdete, sorgfältige, reinliche und sittliche Aufsicht des Mannes

und seiner Ehefrau“ sehr gerühmt. Er hatte z.B. einen 7-jährigen Knaben innert fünf Jahren so weit gefördert, dass er schreiben, rechnen, lesen und malen konnte – und über eine „bewundernswürdige Geschicklichkeit in Religion“ verfügte.

Rüetschi war eigentlich ein junger Uhrmacher. Sein Vater war Hartschier (Gardesoldat), stammte ursprünglich aus einer Bieler Soldatenfamilie und muss vermögend geworden sein. Samuel führte ein etwas unstetes Leben, war aber Schlieremer Bürger. Er hatte 1781 einige der über 200-jährigen Zahnräder an der Schlieremer Kirchturmuhre für 17 Pfund ersetzt. Er wird bei dieser Gelegenheit Pfarrer Keller und seine Taubstummen-Anstalt kennen gelernt haben. Als 30-Jähriger zog er dann nach Bern, war offensichtlich ein Menschenfreund und wendete das bei Keller Gesehene an. Die Uhrmacherei betrieb er nur noch nebenbei; er gab sich hauptsächlich mit dem edleren Gewerbe der Erziehung ab, wie es in einer zeitgenössischen Quelle heisst. Seine kleine Anstalt betrieb er etwa 20 Jahre lang, bis 1824 die kantonale Anstalt in Wabern gegründet wurde.

1807 stritt Samuel Rüetschi vor dem kleinen Rat (heute etwa Regierungsrat) mit Schlieren um die Rückgabe eines beschlagnahmten Vermögens von 500 Gulden. Schlieren begründete dies mit der Vorsicht, wie man sie in ähnlichen Fällen ausübe. Abwesende Kantonsangehörige könnten, wenn sie „in ihre Heymat arm oder krank zurückkehren würden“, die Kosten so entsprechend decken. Der Rat fand eine salomonische Lösung; Schlieren durfte knapp die Hälfte zurückbehalten.



Johann Konrad Ulrich, Schüler Kellers, Erziehungsrat, Richter, Taubstummenlehrer und Präsident der Zürcher Blindenanstalt. Anstelle von Heinrich Keller (es gibt kein Bild von ihm) wurde auf der Frontseite das Bild von Johann Konrad Ulrich abgebildet.

Bahnangestellter und Scharfrichter

Theodor Mengis junior, 1881 bis 1958

Todesstrafe in der Schweiz: Bei Scharfrichter Theodor Mengis' Biografie müssen wir uns zunächst die Zeitumstände vorstellen. Die lange, wechselvolle Geschichte der Todesstrafe – auch in der Schweiz – erstaunt. Die Umstände bringen einen zum Grübeln. Es ist in der Tat noch nicht so lange her, dass eine Mehrzahl der Bürger (ja, nur der Männer; Frauen waren nicht gefragt) sich positiv zur Todesstrafe stellten.

Lange Zeit war sie unbestritten; erst die Aufklärung (z.B. Cesare Beccaria um 1764) brachte in Europa langsam die Abkehr vom Rachedenken. Der Weg der Schweiz war ein langer: Jeder Kanton hatte bis 1942 sein eigenes Strafgesetz. 1799 während ihres kurzen Daseins mit dem Helvetischen Peinlichen Gesetzbuch, analog dem Französischen Strafrecht, die Todesstrafe auf nationaler Ebene. Ab 1803 (Mediation Napoleons) war das Strafrecht wieder Kantonssache und damit auch diese schärfste Strafe; 1848 wurde mit der ersten Bundesverfassung immerhin die Todesstrafe wegen politischer Vergehen abgeschafft. Die meisten Kantone behielten sie aber für schwere Verbrechen wie Mord, Totschlag, Brandstiftung usw.; Exekutionen wurden zum Volksfest, an dem Tausende teilnahmen. Erst mit der Totalrevision der Bundesverfassung 1874 wurde die Todesstrafe auf eidgenössischer Ebene abgeschafft – nur um mittels Referendum und Revision 1879 in einigen Kantonen (v.a. den innerschweizerischen) wieder eingeführt zu werden. Erst 1942, mit der Einführung des Eidgenössischen Strafgesetzbuches, wurde sie endgültig abgeschafft – mit relativ knappem Volksmehr.

Umstritten war nicht nur die Todesstrafe an sich, zwiespältig war und blieb auch das Verhältnis der Leute zum „Henker“. Man sagte ihm so,



*Mobilmachung vor dem ersten Bahnhof Schlierens, um 1914
(Mengis junior steht rechts).*

auch wenn die Todesurteile mit dem Schwert oder der Guillotine vollstreckt wurden. Die Scharfrichter waren mehr oder weniger von der ehrbaren Gesellschaft ausgeschlossen, gehörten gewissermassen einer „niederen Kaste“ an. Ihr Handwerk galt als unehrerlich, d.h. im Wortsinn ohne Ehre. Dennoch brauchte die Gesellschaft sie oder meinte das – zur Abschreckung und Sühne. Es entstanden richtige „Scharfrichter-Dynastien“. In der Schweiz waren dies z.B. die Steinfels und Vollmar aus Zürich, die Grossholz aus Baden, die Pasteur aus der Westschweiz oder die Mengis aus Rheinfelden, um nur einige zu nennen. Sie waren untereinander eng verwandt und verschwägert. Viele wussten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch Bescheid über ihre innerfamiliäre Tradition – aber sie sprachen nur hinter vorgehaltener Hand und mit Schauern darüber.

Die Mengis-Dynastie

Theodor Mengis entstammte einem dieser weitverzweigten Geschlechter. Seine Vorfahren hatten ihr Amt seit mindestens 1542 ausgeübt. Er selbst erlernte es bei seinem Vater Jakob Theodor Mengis senior, welcher von 1879-1915 sämtliche von Schweizer Zivilgerichten gefällte Todesurteile vollstreckte. Sein jüngster Sohn assistierte ihm schon früh – ruhig und kaltblütig, wie sein Vater stolz berichtete.

Arbeitsloser Henker, zeitgenössische Karikatur

Wegen der zunehmenden Anfeindungen (der „Beruf“ war ja zusehends umstritten, die seltenen Todesurteile wurden meist ausgesetzt) gab es immer weniger Exekutionen und Theodor Mengis junior brauchte einen Brotberuf. Er lernte, nach problematischer Schulzeit, Bierbrauer. 1906 zog er nach Schlieren und arbeitete bei

Theodor Mengis.

Wetzikon, den 3. Mai 1938.
Waltershausen.

53

An das
Polizei- und Militärdepartement
des Kantons

St. G a l l e n .

=====

Betr: Todesurteil im Mordprozess I r n i g e r .

Einer Zeitungsnotiz entnehme ich, dass der Mörder IRNIGER durch das Kantonsgericht zum Tode verurteilt worden ist.

Sofern IRNIGER nicht durch den Grossen Rat begnadigt wird, möchte ich mir, als direkter Nachkomme der Scharfrichterfamilie MENGIS aus Rheinfelden, erlauben, mich als Scharfrichter für IRNIGER anzumelden.

Wie Sie aus beiliegenden Akten zu ersehen belieben, wurde ich anno 1924 von der Polizeidirektion Uri mit der Hinrichtung des Raubmörder Bernet betraut.

Ferner liegen Akten betr. R a m e l Rog - Schaffhausen, welcher Letzterer jedoch in der Folge vom Grossen Rate begnadigt worden ist. Ähnliche Akten liegen betr. des Mörders Josef Anton Eichmann, St. Gallen, der 1916 ebenfalls zum Tode verurteilt, nachher aber begnadigt wurde.

Ferner wurde ich im Jahre 1915 vom Justiz-Departement des Kantons Luzern mit der Hinrichtung des Mörders Anselm Wütschert betraut. Diesbezügl. Akten liegen ebenfalls bei.

Im Jahre 1910 wurden in Luzern der Mörder Matthias Muff und in Freiburg der Mörder Jules Maillard durch meinen Vater, dem ich als Gehilfe beistund, hingerichtet.

Ich hoffe, dass ich mich genügend ausgewiesen habe, dass das Scharfrichteramt bei uns Familientradition ist. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie bei Bedarf auf meine Bewerbung zurückkommen wollten. Für tadellose, exakte und rasche Arbeit leiste ich Ihnen jede Garantie.

Hochachtungsvoll:

Mengis Theodor.

N.B. Ich bitte um gefl. Diskretion.



Die Bahnangestellten der SBB, rechts aussen Mengis, hinten die Dampflokomotive für das „Gasi-Bähnli“ um 1915.

den eben gegründeten Bundesbahnen als Barrieren- und Weichenwärter. Wie viel die Zeitgenossen von seinem Nebenerwerb wussten, ist nicht klar; jedenfalls berichtet ein Nachbarkind aus den 1920-er Jahren, dass es immer ein „unheimliches Gefühl“ hatte beim Überqueren der Geleise.

Daneben galt es aber eben noch, die Familientradition zu wahren. Theodor junior assistierte seinem Vater 1902 (Hinrichtung Chatton, Freiburg) und 1910 in Luzern (Hinrichtung Muff) – und tat das ganz kaltblütig, wie sein Vater der Illustrierten „Die Schweiz“ berichtete. Er wäre auch Gehilfe gewesen bei den im letzten Moment abgesagten Hinrichtungen 1910 in Schaffhausen (Ramel), in St. Gallen (Eichmann) und Fribourg (Maillard).

Kurz vor dem Tod seines Vaters Jakob Theodor Mengis führte er 1915 in Luzern (Wütschert) die Exekution selbst durch.

Ein „shit-storm“ bricht los

Auch 1924, im Fall des Raubmörders Bernet, hatte er sich den Urner Behörden für einen Betrag von 500 Franken als Scharfrichter anboten, doch es kam anders. Mengis wurde nur noch am Vorabend als „Berater“ beigezogen. Er war nämlich von einem Kollegen aus Dietikon verraten worden, dem er versprochen hatte, assistieren zu dürfen. Nun entstand ein Riesenwirbel: Der Weichenwärterverein Zürich und die Platzunion des eidgenössischen Verkehrspersonals Zürich ersuchten Mengis, „von seinem Vorhaben abzusehen und

dem eidgenössischen Personal nicht „die Schmach anzutun, dass einer der Ihren im Nebenamt als Henker fungiere“. Beide Organisationen wie auch ihre Urner Kollegen wandten sich gleichzeitig an die Kreisdirektion Zürich der SBB und die Generaldirektion Bern mit dem Ersuchen, Mengis keinen Urlaub zu gewähren für die Ausübung des Henkeramtes – und diesem Gesuch wurde entsprochen. Mengis musste verzichten.

Nachdem dies bekanntgeworden war, gingen bei der Polizeidirektion Uri aus der ganzen Schweiz „eine grosse Anzahl“ weiterer Anmeldungen für das Amt als Scharfrichter ein. Die Exekution führte schliesslich der kurzfristig aufgebotene Hans Bachmann aus Dietikon durch, zusammen mit einem

Gasarbeiter Lanz aus Schlieren. Offenbar war Mengis nachher in Schlieren nicht mehr tragbar. Verfeimt zog er 1929 nach Zürich, erhielt fürsorgliche Unterstützung und erledigte Gelegenheitsarbeiten. Dort blieb er bis 1936 und lebte nachher bis zu seinem Tod 1958 verarmt und ohne Nachkommen in Wetzikon.

Einem sorgfältigen, nachdenklichen Psychiater, Boris Pritzker (damals Assistenzarzt in Königsfelden), haben wir es zu verdanken, dass wir auch über Theodor Mengis als Person einiges wissen. 1938, es ging um die Exekution des Mehrfachmörders Paul Irniger, hatte sich Mengis erneut ins Spiel gebracht – mit einer säuberlich per Maschine geschriebenen Bewerbung. Er wies auf seine einschlägige Erfahrung hin und führte aus:

„... Ich hoffe, dass ich mich genügend ausgewiesen habe, dass das Scharfrichteramt bei uns Familientradition ist. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie bei Bedarf auf meine Bewerbung zurückkommen wollten. Für tadellose, exakte und rasche Arbeit leiste ich Ihnen jede Garantie.“

Das mag uns makaber oder unmenschlich erscheinen. Mengis war aber nicht der einzige, der sich bewarb: Es gab 189 Männer aus allen Landesteilen und allen Schichten, die diese Arbeit für 200 bis 1000 Franken oder gar unentgeltlich erledigen wollten. Begründung war oft die Überzeugung von der Richtigkeit der Strafe, religiöse Gewissheit, braunes Gedankengut oder schlicht Not. Boris Pritzker, erschüttert über diese verbreitete Bereitschaft, führte mit fast allen dieser Kandidaten Gespräche, um deren Beweggründe zu verstehen. Er blickte in soziale Abgründe mit versteckter Grausamkeit und fehlendem Lebensglück. Diese Dokumente sind erhalten.

Mengis erwies sich im persönlichen Gespräch als schwach und unscheinbar. Die Familie befand sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wirtschaftlich und sozial im Abstieg, sein Vater hatte Konkurs gemacht. Er bezeichnete sich als gläubig, betete täglich. Für die Exekution Paul Irnigers wurde er übrigens nicht berücksichtigt; ein alleinstehender, gesellschaftlich nicht integrierter Aargauer drückte den Knopf.

Dass das Thema der Todesstrafe auch heute noch eine bestimmte Faszination ausübt, zeigt die Tatsache, dass es in Sissach BL tatsächlich noch ein Henkermuseum gibt. Andererseits: All diese Erinnerungen und Utensilien sind in einem Museum schon an ihrem richtigen Platz.



Stolzes Porträt von Jakob Theodor Mengis sen., in Amtstracht, Gemälde von Emil Beermann 1903. Das Bild hängt noch heute im Rathausaal von Rheinfelden.

Register-Nr.	Familien- und Vorname	Beruf	Heimatort	Nähere Adresse	Geburtsjahr
766	Mengis Theodor	Waldarbeiter	Rheinfelden	Hirschenstr. 15	81
67	Muhs Edward	Kaufmann	Schönen	Hirschenstr. 39	91
88	Muhs Friedrich	Schulmeister	Wald (Schönen)	Hirschenstr. 39	51
9	Muhs Luigi	Handlanger	Wald (Schönen)	Hirschenstr. 39	91
100	Muhs Johann	Schuster	Wald (Schönen)	Hirschenstr. 39	71

Auch ein Scharfrichter hinterlässt Spuren, hier z.B. im Steuerregister der Gemeinde Schlieren.

Pfarrer, Gründer der Dargebotenen Hand

Kurt Scheitlin, 8. Mai 1920 bis 22. September 1996

Vielleicht kommt man dem Menschen Kurt Scheitlin mit einem Zitat am nächsten. 1985, bei seinem Abschied als Rektor des Freien Gymnasiums Zürich, erwähnte er das Lied „All Morgen ist ganz frisch und neu / des Herren Gnad und grosse Treu“. Darauf bezog er sich ein Leben lang: „Dass ich mit meiner Person und dem was ich tat und was ich zu tun schuldig blieb, die Zusage seiner Vergebung in Anspruch nehmen durfte, gab mir den Mut zum freudigen Arbeiten.“

Wer auch immer von Kurt Scheitlin erzählt, berichtet von einem hochgebildeten, liebenswürdigen und integrierenden Menschen. Das ist nicht ganz selbstverständlich, denn er war Pfarrer, Rektor, Religionslehrer, Feldprediger, Politiker, Rotarier, Zünfter, Prediger, Reiseleiter und Schriftsteller, um nur einige wenige seiner Tätigkeiten zu nennen.

Wie kommt es, dass ein Mensch so über alle Grenzen hinweg geachtet und auch geliebt wird? Wenn man das verstehen will, so liest man am besten das Schlieremer Jahrheft 1996 mit seinem Beitrag „Wir Kinder vom „Negerdorf“. Er erzählt hier von seiner Kindheit im Gaswerk – nur schon der Titel mit seinem leicht ironischen Unterton weist auf einen Menschen hin, der in einer wohlthuenden Art über der Sache stand und dessen Begleiter – neben der Lebensweisheit – immer auch ein Lächeln war.

Kindheit im Gaswerk

Beginnen wir also mit dieser Jugend. Kurt Scheitlin wuchs im Gaswerk auf, im „Negerdorf“ eben, wie der Volksmund sagte. Genau genommen in den sogenannten „Beamtenhäusern“, dies im Unterschied zur „Kolonie“, den Häuschen, in denen die Gasi-Arbeiter lebten. Das waren zwei getrennte Welten: Westlich die Herren, im Osten eben die „Büetzer“.



Heidi Scheitlin-Lanz und Kurt Scheitlin in Tracht und „Sännechutteli“.

Und diese Welten blieben unter sich, etwa im Restaurant Gaswerk, wo zwei verschiedene Stuben auf ihre Gäste warteten, oder auch im damaligen Gasi-Bähnli (vom Bahnhof zum Gaswerk), wo es eben einen Herren- und einen Arbeiterwagen gab. Da die Pfadi, bei den im Dorf eher schlecht beleumdeten „Gäslern“, als eine bürgerliche Angelegenheit galt, gründeten die Buben einen eigenen Verein, den Rostock. Kurt schaffte es schon damals, diesen Graben zu überwinden, und er war stolz darauf, dass

er – als „Nobler“ – von den Kindern im „Unterquartier“ als einer der ihren akzeptiert und respektiert wurde.

Von all den Kinderspielen, Streichen, grösseren und kleineren Dramen und Mutproben in diesem Mikrokosmos erzählte er später im erwähnten Jahrheft. In dieser längst untergegangenen Welt, zwischen der rauen Arbeit der Kohleschaufler und der Eleganz der Ballonfahrten, mit den ersten Migros-Verkaufswagen, den ersten verdienten Batzen als „Kegelbub“ im

Restaurant ist wohl das Fundament gelegt worden für den Menschen Kurt Scheitlin mit seinem weiten Herz.

Der Weg zu einer Vielzahl an Ämtern

Der Bub, der zusammen mit der Horde der Gasi-Kinder vorbeifahrenden Offizieren „Halungge“ nachrief und Sohn eines Technikers im Betrieb war, sollte einen weiten Weg gehen. Zu dessen Stationen gehörten

- ab 1939 Theologiestudium in Zürich und Genf
- über 300 Tage Aktivdienst als Sanitäter, Feldprediger und Waffenplatzfeldprediger in Bülach
- 1944 Pfarrhelfer in St. Gallen – Ost
- 1945 Pfarrer in Niederweningen
- 1953 Leiter der Zürcher Stadtmission
- 1958 Rektor des Freien Gymnasiums Zürich



Kurt Scheitlin war auch ein begnadeter Koch.

Aber das sind nur ein paar wenige der Aufgaben, eine dürre Aufzählung der äusseren Wegmarken. Darüber hinaus erfüllte er eine fast unglaubliche (!) Vielfalt von Funktionen und bürgte überall für einen guten Geist. So war er Schulpfleger und Mitglied des Gemeindeparlamentes in Schlieren, Präsident der Stiftungen Witkowski (Jugendbetreuung), der Arbeitsgruppe Ortsgeschichte in Schlieren und der Jugendkommission Zürich-Land. Er war Präsident und Verwaltungsrat der Laudinella in St. Moritz (Hotel und Kulturinstitution), Mitglied im Schulverein Schiers, Gründer und Präsident des Vereins Bienenheim Amden (evangelische Heimstätte und Naturhostel) – und auch diese Liste ist bei weitem nicht vollständig.

Die Stadtmission – und die Dargebotene Hand

Die Zürcher Stadtmission ist (neben dem Predigtendienst) zuständig für Hausbesuche, Gastgewerbeseelsorge inkl. Zirkusleute, Sozialbetreuung, Be-

treuung Randständiger, Mitternachtsarbeit (Sexgewerbe) und Erwachsenenbildung. So war denn nichts Menschliches Scheitlin fremd, wie sein Büchlein „Dreissig sechzig und hundertfältig“ (Verlag Evang. Literatur, 1955) mit 12 Tagebuchskizzen aus der Stadtmissionsarbeit zeigt.

In dieser Zeit entstand die Telefonseelsorge – die „Dargebotene Hand“ – und sie zeigt geradezu exemplarisch, wie Kurt Scheitlin Wege und Lösungen fand. Er nahm eine Idee aus England auf, wo Chad Verah, Pfarrer einer Gemeinde in London, ein Inserat schaltete „Bevor Sie sich das Leben nehmen, rufen Sie mich an“. Die Idee machte Schule in aller Welt – auch in der Schweiz. Scheitlin griff sie auf; aber sie drohte an finanziellen Problemen zu scheitern. Es ging um fehlende 18'000 Franken. Er ging auf Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler zu. Der spendete das Geld unter der Bedingung, dass das vertraulich blei-

be und streckte Scheitlin die Hand hin mit der Bemerkung: „Was meinen Sie zum Namen ‚Dargebotene Hand‘?“ So entstand 1957 die erste Telefonseelsorgestelle der Schweiz.

Begabter Lehrer, umsichtiger Rektor

Schon 1947 gestaltete Scheitlin acht Malbüchlein für Kinder unter dem Titel „Als der Heiland ein Kind war“. Die Verbreitung der Frohen Botschaft, des Wortes, war ihm ein Anliegen.

Er verfasste auch die „Agenda für die Seelsorge an Kranken und Sterbenden“ (Verlag der evangelischen Gesellschaft, 1947) und als er selbst sehr krank und im Spital war, schrieb er das Büchlein „Und ein Licht auf meinem Pfad“ (Andachten für Kranke, Gotthelf-Verlag 1962). Im Büchlein „Impulse“ wurden – auf Verlangen der Zuhörer – 20 seiner Reden am Gymnasium zusammengefasst.

Als Rektor arbeitete er ganz bescheiden für ein normales Lehrergehalt. In den unruhigen 1968er-Jahren nahm er die Anliegen der Jugendbewegung auf und erlaubte am Freien Gymnasium die Schaffung einer Wandzeitung. Er hatte schon zu Beginn seines Rektorats geschrieben: „Es ist nicht die Aufgabe des evangelischen Gymnasiums, seinen Schülerinnen und Schülern die Spannung zu ersparen zwischen Wissen und Glauben, zwischen Vernunft und Offenbarung, sondern im Gegenteil: es hat den Auftrag, diese Spannung erst recht sichtbar zu machen.“ Er misstraute dem Etikett „evangelische, bzw. christliche Schule“ und stützte sich nicht auf Statuten, Schulordnungen und Lehrpläne. Er suchte und hoffte auf Lehrer, die in der Art, wie sie unterrichten und sich um ihre Schüler sorgen, ihren christlichen Glauben bezeugen. Nicht nach vorgegebenen Massstäben, sondern so, „wie Gott jedem ein Mass an Glauben zuteilt“ (Röm. 12.3). So fest er auch in seinem Glauben war, so sehr zeigte sich seine „protestantische Sachlichkeit und Offenheit“ im Lehralltag, wie es Prorektor Dr. Werner Bachmann vom Freien Gymnasium sagte).

Viele Schlieremer werden sich noch gerne erinnern an die regelmässigen Gottesdienste und an seine Predigten in der kleinen Kapelle des Limmattal-Spitals: Der ehrwürdige kleine Raum war immer übertoll.

Belesen, umfassend gebildet und Autor, weitgereist

Neugierde und Offenheit gehörten zu Scheitlin. Schon als Pfarrer in Niederweningen studierte er nebenberuflich Psychologie und Pädagogik und lernte später mit einer seiner Töchter neuhebräisch (Ivrit). Er war ein begeisterter Reiseleiter in Israel, und für die von ihm begleiteten Studienreisen in Ägypten lernte er Ägyptisch. Auch Kulturreisen ins nahe Ausland, z.B. auf der Weinstrasse, standen unter seiner Leitung.

Ein Demokrat in der Öffentlichkeit, der Schule und der Politik

Scheitlin war ursprünglich Mitglied der Demokratischen Partei und hatte Mühe mit deren Fusion (1961) mit der FdP. Sei es als Schlieremer Gemeinderat, als Schulpfleger oder als Präsident einer Kommission, Scheitlin blieb seinen liberalen Grundsätzen treu.

Wo immer er mitarbeitete, blieb er der friedliebende Brückenbauer, den er schon im Beruf war. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich sehr wohl, wie Scheitlin es zum Beispiel verstand, in der Arbeitsgruppe Ortsgeschichte mit sehr heterogenen Mitgliedern ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Trotz politisch absolut konträrer Ansichten und Blessuren aus vergangenen Grabenkämpfen wurde ein gemeinsamer Weg beschritten – zur Freude und Befriedigung aller Beteiligten.

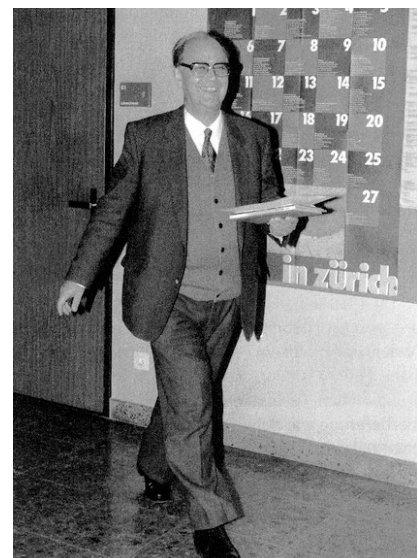
Für das erste Schlierefäscht gab er den Anstoss zu einem oekumenischen Gottesdienst. Es verwundert nicht, dass er auch mit dem katholischen Kollegen, dem damaligen Schlieremer Pfr. Carl Wuhrmann, ein sehr gutes Verhältnis pflegte.

Ein Familienmensch – mit Strenge und Humor

Mit seiner Frau Heidi Lanz verband ihn eine symbiotische, tiefe Liebe; die beiden hatten sich schon als 10-jährige Kinder im Gaswerk verbunden – und 13 Jahre später schrieb Kurt Scheitlin im Tagebuch: „Gottes Segen lag auf diesem Bund“. Er sah und nahm im All-



Seegfröni 1929.



Schwungvoll auf dem Weg ins Schulzimmer.

tag wahr, was seine Frau ihm bedeutete – und dankte es ihr immer wieder: Mit Worten, Briefen und Gesten.

Heidi scheute öffentliche Auftritte und liebte vor allem ihren Garten. Sie war in den Stadtzürcher Jahren eher unglücklich – weil ihr eben diese Pflanzen, der „Boden“, fehlten. Nach der Rückkehr nach Schlieren blühte sie auf, lernte Schwyzerörgeli und machte – zusammen mit Kurt – in der Trachtentanzgruppe mit.

Wenn Vater Scheitlin zu Hause war, war er überaus herzlich und aufmerksam, seinen Kindern gegenüber präsent – gemäss seinem Spruch: „Wenn d’öppis machsch, so machs 200 %ig oder nöd!“. Er war streng, stellte hohe Anforderungen, gab seinen Kindern aber auch eine riesige Freiheit. Als Pfarrerskinder waren die drei sowieso immer unter Beobachtung. Bei Auseinandersetzungen oder Rebellion kam aber auch immer wieder der tolerante Kurt Scheitlin hinter den Wolken zum Vorschein. Er schätzte „freche“ Antworten und Widerspruch, besonders, wenn dieser mit Humor und Klugheit daher kam. Wenn man in einem Streit noch einen trafen Spruch „drauf setzen“ konnte, half das, Spannungen zu lösen – er belohnte dies mit einem symbolischen „Zwänzgerli“. Wenn Kurt Scheitlin sich allerdings verletzt fühlte, zog er sich zurück; er konnte dann auch „kopfen“.



Er war ein fröhlicher Genussmensch, ein ausgezeichnete Koch, er war an Familienfesten gerne im Mittelpunkt. Wenn es passte, war er auch ein Spassvogel. Drum hier noch zwei Anekdoten: Im Vorfeld des ersten Schlierefäschtos malte er zu nachtschlafener Stunde zusammen mit seiner Tochter auf Schlierens Strassen mit weisser Farbe den Spruch: „Nöd is Näscht, as Schlierefäscht!“. Polizeiliche

Untersuchungen über die Urheber-schaft führten zwar in die Nähe der Täterschaft – aber nicht zum Ziel. Mit Genuss beobachtete er diese Nachforschungen und liess dann durchblicken, wer die Urheber gewesen waren.

Bei anderer Gelegenheit wunderte sich ein Beamter, dass sich Scheitlin eine Übertretung hatte zuschulden kommen lassen. Er war an einem der autofreien Sonntage mit dem Wagen unterwegs und wurde angehalten. „Ausgerechnet Sie als Pfarrer! Sie sollten die Gesetze doch kennen und befolgen!“ Antwort an den Beamten: „Ja schon – aber mein Gott kann auch verzeihen...!“



Zur Zeit der Heirat.



An der Schulstrasse.



So kannte man ihn.

Ein Pionier und Revolutionär

Dr. h.c. Hans Stierlin, 23. Dezember 1916 bis 27. März 1998

Wenn man sich dessen Lebensgeschichte vergegenwärtigt, kommt einem unweigerlich ein anderer Pionier in den Sinn: Der Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler. Beide waren Unbequeme, beide eckten da und dort an, und beide bewegten den Schweizer Alltag in ihrer Zeit. Genau das sagte Werner von Aesch über Hans Stierlin.

Zwar existiert Stierlins Lebenswerk, der SIBIR Kühlschrank, heute „nur“ noch als Markenname. Es ist jedoch schade, dass er selbst etwas in Vergessenheit geraten ist. Er verdient es in vielerlei Hinsicht, in Erinnerung gerufen zu werden. Der Historiker Helmut Stalder zählt Hans Stierlin zu den „verkannten Visionären“.

Prägende Jahre in der Jugend

Stierlin entstammt einer vornehmen Familie; der Grossvater hatte im Thurgau eine Spinnerei besessen und der Vater, Hans Stierlin-Kleiner, hat ein Studium der Physik an der ETH und an der Universität Zürich absolviert – und unter anderem als Professor an Zürcher Mittelschulen gewirkt. Nachkommen machen aber nicht immer einen geradlinigen Schulweg, so auch Hans Stierlin. Er blieb in der Schule sitzen, und sein Vater schickte ihn als 16-Jährigen kurzerhand für ein Praktikum nach Tramelan in eine Uhrenfabrik. Dort sollte er lernen, etwas zu arbeiten – und das tat er, aber mehr als dies. Er sah die Unterschiede, den Fabrikdirektor in seiner Villa, die Arbeiter in ihren ärmlichen Stuben. Er beschloss später eine Firma zu gründen mit weissen, hellen Räumen, mit grossen Parks, kostenlosen Spitälern – kurz eine neue, bessere Welt. „Ich wollte eine Welt, die alles Schlechte wegreissen und nur das Ideale aufbauen würde.“

Er sollte diesem Traum nahe kommen. Vorerst machte er 1936 die Matura und gleich darauf die Rek-



Die Familie Stierlin: Helene, Soja Stierlin-Weber, Peter und Hans Stierlin, ca. 1947.

rutenschule bei den Fliegertruppen. Anschliessend begann er das Studium als Maschineningenieur an der ETH. Während dieser Zeit schloss er sich einer trotzkistischen Bewegung an, der MAS, Marxistische Aktion Schweiz. Er wollte 1939 sogar Trotzki im Exil in Mexiko besuchen, schaffte es aber nur bis zu seiner Schwester in Guatemala. Von dort aus schrieb er einen – wie er selbst sagte – naiven Brief an „Leo Trotzki, Mexiko“. Ein paar Tage später wurde er von der Polizei abgeholt und aus dem Land speditiert...

Er beendete das Studium an der ETH 1940 und begann bei Escher Wyss in Zürich zu arbeiten, unterbrochen von zwei Jahren Aktivdienst, den er als absoluter Gegner der Nazis überzeugt bestritt. Die Splittergruppe der MAS löste sich während des Zweiten Weltkrieges wieder auf.

Stierlin hatte nun andere Prioritäten. Er begann, zusammen mit seinem Studienfreund Max Horlacher, in einer Garage zu tüfteln. Es ging um das

geräuschlose Absorptionsprinzip bei Kühlmaschinen – seit Jahren bekannt, aber schwierig zu beherrschen. Es war die ureigene Leistung von Hans Stierlin, die schwierige Absorptionstechnik haushalt- und massentauglich gemacht zu haben. Vorher war ein Kühlschrank ein Privileg der oberen Zehntausend gewesen.

Gründer der SIBIR, Erfinder des „Volkskühlschranks“

Damals – und bis zu Ende der Fünfzigerjahre – gab es in den Privathäusern keine Kühlschränke. Bestenfalls gab es im Quartier ein Kühlhaus. „Wir machen einen Kühlschrank für den kleinen Mann, das gibt es noch nicht, das hat Zukunft“, sagte Stierlin. Im November 1944 war es so weit: Er gründete die Kühlapparate GmbH, auch mit Unterstützung seiner Frau, der Ärztin Soja Stierlin-Weber. Die Garage wurde zu klein; die junge Firma mietete sich in Schlieren bei einer ehemaligen Schreinerei ein. Im ersten Jahr schafften sie gerade mal 50 Kühlschränke. 1947, bereits

40 Personen arbeiteten mit, brannte die Schreinerei ab; Stierlin baute danach mit seinen Mitarbeitern eine erste Fabrik auf an der Goldschlängi-Strasse 15. Die steht übrigens immer noch – heute werden dort SIBIR-THERM Öfen hergestellt.



Grossmutter Maria Weber-Woronin mit Hellen.

Die Produktion wuchs: 1953 wurden 20'000 Kühlschränke gebaut. Der Traum Stierlins rückte näher: 1954 wurde die neue SIBIR-Fabrik eröffnet, nördlich der sogenannten „Haller-Kreuzung“ an der Bernstrasse. Die Stadt Schlieren gab das Land zu günstigen Bedingungen ab, der Bau erfolgte nach modernsten Ansichten. Rationelle Fertigung, lichtdurchflutete Arbeitsplätze, Kontakt der Arbeiter untereinander, Identifikation mit dem Betrieb waren die Zielsetzungen.

Bereits im Jahr 1962 waren rund 50 % der Kühlschränke in Europa Absorber. In den 70er-Jahren produzierte SIBIR mit etwa 400 Mitarbeitern 50'000 Apparate im Jahr, exportierte in 40 Länder und vergab Lizenzen ins Ausland, wo bald mehr SIBIR-Kühlschränke fabriziert wurden als in der Schweiz. In Schlieren arbeiteten 1984 immerhin 342 Personen. Stierlin erhielt von „seiner“ ETH 1970 den Ehrendokortitel, er galt als sehr begabter Ingenieur.

Trotzkist, sozialer Arbeitgeber und Kapitalist

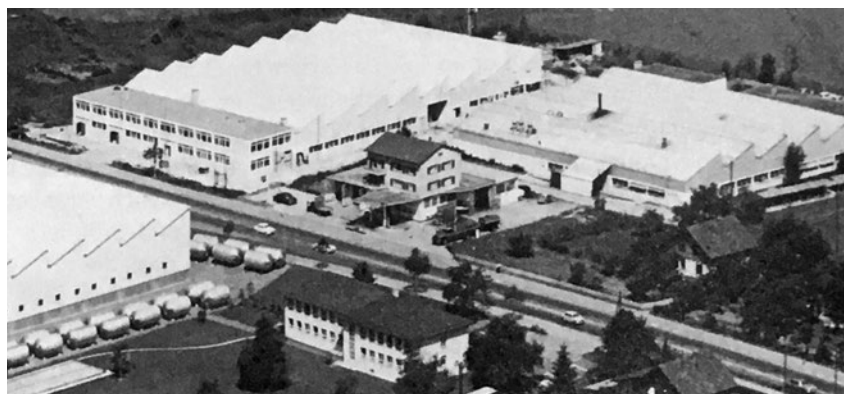
Hans Stierlin muss in der Schweiz der Nachkriegszeit ein Exot gewesen sein. „Man“ wusste, dass er Mitglied der trotzkistischen Marxistischen Aktion war – allerdings mit einem auch in diesen Kreisen sehr eigenwilligen Kopf. Der Journalist Res Strehle nannte ihn „Unternehmergenosse“. Stierlin war ein Verfechter moderner Produktionsmethoden, also Fließband und Massenproduktion. Von der Selbstbestimmung der Arbeiter hielt er nicht allzu viel. Was gut war für seine Arbeiter, bestimmte er selber – und er mochte es gar nicht, wenn ihm

jemand da drein reden wollte. Einen Gesamtarbeitsvertrag akzeptierte er nicht. Stierlin wusste: Eine völlige Doppelherrschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern hätte nicht funktionieren können angesichts der kapitalistischen Marktrealität. Andererseits: Seine Arbeiter, ob Handlanger oder Fachkraft, verdienten (mindestens in der Theorie) einen Einheitslohn. Die Arbeitszeit betrug 40 Stunden pro Woche. Es gab schon früh eine Vorsorge-stiftung, einen Vorläufer der Pensionskassen, und eine wirkungsmächtige Arbeiterkommission. Die Krankenkasse wurde von der Firma bezahlt! Stierlin behielt seine Leute auch in Krisenzeiten und für Leute in Not fand er stets einen Weg. Nach den Jugendunruhen 1968 und 1980 konnten viele „Bewegte“ bei ihm arbeiten.

Im Hintergrund blieb der Patron seinen Ideen verbunden. Trotzlisten sind sich bewusst, dass das kapitalistische System nicht einfach abgelöst werden kann, sie stehen so gesehen

für einen Übergang, für pragmatische Schritte. Und dies unterstützte Stierlin. So finanzierte er ab 1952 das „Arbeiterwort“, die Zeitschrift des SAB (Sozialistischer Arbeiterbund). Er setzte sich für kantonale Mindestlohninitiativen ein und unterstützte die Atomwaffenverbots-Initiative 1962. Auch die Kampagne für das Frauenstimmrecht gehörte dazu. Er stand der SP nahe und regte sich, dies als alltägliches Beispiel, furchtbar auf, wenn seine Arbeiter sich mehr für Fussballresultate als für Abstimmungsergebnisse interessierten. Stierlin aber hatte seine Lektion von Tramelan nicht vergessen und setzte sie um, ganz im trotzkistischen Sinne: Die vorläufige Umsetzung konkreter Schritte, ohne das Ziel, die Revolution, aus dem Auge zu lassen.

Klar, dass er von vielen Seiten misstrauisch beobachtet wurde. Linke Ideen wurden in den Jahren des Kalten Krieges nicht gebilligt; hinter vorgehaltener Hand hiess es oft „Moskau



SIBIR GmbH an der Bernstrasse („Haller-Kreuzung“, links das ehemalige Aluminium-Schweisswerk) um 1974, abgebrochen um 1993.

einfach". Aus Unternehmersicht war dieses Modell gefährlich: Was wäre, wenn alle Beschäftigten die Vorteile von SIBIR auch für andere Betriebe einforderten...? Man hätte von daher nicht ungern gesehen, wenn dieses soziale Experiment gescheitert wäre.

So musste Stierlin denn auch darauf achten, dass sein Gedankengut nicht allzu sehr mit seiner Firma verbunden wurde – das wäre rufschädigend und möglicherweise ruinös gewesen. Trotzdem gab es Kampagnen gegen ihn: So durch das NIZ (Nationales Informationszentrum), eine antikomunistische, mächtige private Organisation. Er geriet in deren Fadenkreuz und durfte auf deren Druck hin in gewissen linken Zeitschriften nicht mehr inserieren. Auch die NZZ brachte rufschädigende Beiträge, welche die Firma SIBIR bedrohten. Darum exponierte Stierlin sich nicht mehr.

Ein kultivierter Mensch

Stierlin wäre eigentlich lieber Schauspieler oder Regisseur geworden und er schrieb unter einem Pseudonym in den 50er-Jahren das Theaterstück „Die dritte Front“. Dieses Talent spürt man auch, wenn man öffentliche Auf-

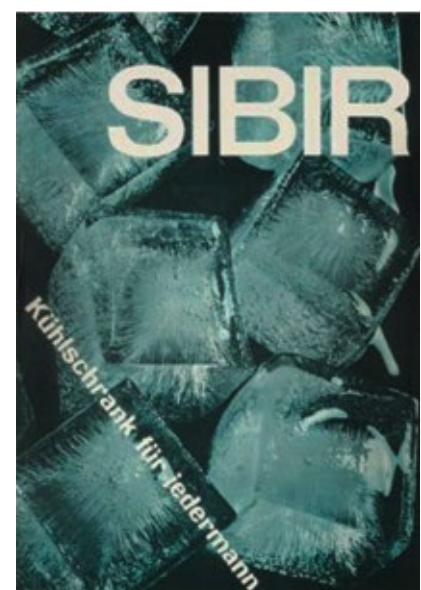


*Hans und Soja
Stierlin-Weber.*

tritte der SIBIR betrachtet (Plakate, Inserate, Film) – sie haben alle einen künstlerischen Anspruch. In den von Heini Gantenbein 1951 und Werner Stöckli 1966 gestalteten Plakaten tritt die Botschaft „Kühlschrank für jedermann“ deutlich zurück – alle wissen ja, dass SIBIR ein stolzes Synonym für so einen Apparat ist. Auch die Werbefilme (z.B. „Das gewürfelte Tuch“ mit Stephanie Glaser und Max Haufler aus den 50er-Jahren oder später „Der Schrei“) haben einen hohen künstlerischen Anstrich und drücken mehr als eine biedere Werbebotschaft aus. Leider können wir diese Filme hier nicht zeigen, aber sie sind im Internet zu finden.

Am eindrücklichsten ist aber der 20-minütige Spielfilm „SIBIR 1944 – 1974“, den sein Sohn Peter realisiert

hat. Alle Rollen werden von Betriebsangehörigen gespielt, die singen, tanzen, arbeiten – und sich teilweise selber auf die Schippe nehmen. Gefilmt wurde auf dem Gelände der inzwischen abgebrochenen Fabrik am Limmatufer. Auch der Patron ist sich nicht zu schade zum Mitspielen: Eine Firma mit viel Selbstvertrauen, einer Million gebauter Kühlschränke und viel Humor stellt sich dar. Im Hintergrund werden die Laien-Darsteller begleitet von der Musik der Beatles: All You Need is Love, A Hard Days Night... Einer der Höhepunkte ist wohl der wortlose Hans Stierlin beim Gang durch die Fabrik, im Hintergrund begleitet von „Nowhere Man“... Stierlin Senior zeigte den Film oft wichtigen Besuchern und amüsierte sich über deren Reaktion angesichts der fröhlichen Tabubrüche.



Plakate und Logo für SIBIR von Heini Gantenbein und Werner Stöckli.

In guter Erinnerung sind vielen von Stierlins Mitarbeitern auch die jährlichen Personalfeste, meist im Salmen-saal, oft mit Hans Stierlin als Kabarettist. „Wir fühlten uns verbunden, als eine Gemeinschaft“, das hört man oft von den alten SIBIRianern.

Der Niedergang: Ölpreiskrise 1973 und der technische Wandel

Allerdings traf die Ölpreiskrise 1973 die Firma hart: Die Baukonjunktur fiel zusammen. Gleichzeitig wurde die Konkurrenz mächtig – die schwierige Absorbertechnik wurde von der billiger herzustellenden und problemlosen Kompressortechnik überholt. In der ganzen Welt wurden solche Kühlschränke hergestellt.

In den späten Siebzigerjahren geriet die Firma weiter unter Druck: Nebst dem Technologie-Problem gab es betriebliche Fehlentscheide, wenig Reserven, grosse kapitalbindende Lager. Noch 1980 wurde der Wirkungsgrad der SIBIR-Schränke verbessert, aber das genügte nicht mehr. Verschiedene Reorganisationen folgten. Praktisch auf einen Schlag fielen aus Amerika Bestellungen für Tausende von Geräten aus, die für Camping-Fahrzeuge (Winnebago) bestimmt gewesen wären. Die Hausbank drehte 1984 den Geldhahn zu, die Schulden wuchsen. 1986 schied Hans Stierlin aus der Firma aus, zu bitteren Konditionen. Ein neues Leitungsgremium führte eine radikale Reorganisation und Sanierung durch. Aber an eine Fabrikation dieser Geräte in der Schweiz war nicht mehr zu denken; SIBIR Group ist heute eine reine Handelsorganisation mit Sitz in Spreitenbach, die den guten Namen nutzt. Die Fabrik an der Limmat wurde in den Achtzigerjahren abgebrochen.

Hans Stierlin war natürlich unglücklich, dass die Firmengeschichte nicht so weiterging, wie er es sich gewünscht hätte. Verbittert aber war er

nicht; er hatte eine neue Herausforderung gefunden: Die Absorptions-Wärmepumpe, also eigentlich das Gegenteil eines Kühlschranks. Zwei Wochen vor seinem Tod konnte er noch die Fotos der ersten, von Buderus gebauten Prototypen sehen – viel Freude für ihn.

Eine Auswanderergeschichte: Soja Stierlin-Weber

Das Leben der Stierlins war zweigeteilt – Beruf und Familie. Soja Stierlin war Hausärztin mit eigener Praxis in Altstetten. Ihr Vater Caspar Weber stammte aus einer Glarner Textilfamilie. Er reiste um 1910 beruflich zuerst nach Ägypten und dann nach Russland. In Serpuchow, einer Grossstadt nahe Moskau, leitete er eine Textilfabrik. In all den Wirren der Kriegs- und Revolutionszeit hatte er ein gutes Verhältnis mit seinen Arbeitern und wurde auch nicht belästigt. Dennoch kehrte er mit seiner Frau Maria Weber-Woronin und der Tochter Soja um 1918 zurück, weil er sonst den Schweizer Pass hätte abgeben müssen. „Von der russischen Weite in die Glarner Enge“, wie er sich ausdrückte. Er arbeitete später in der Korkfabrik Dietikon. Die Rück- oder besser gesagt Auswanderung war für seine Frau

Maria schwierig. Sie war sehr gebildet und belesen, war sehr freundlich im Alltag, aber sie hielt die Verbindung mit Russland aufrecht, hörte Radio Moskau und sprach praktisch nur russisch. Tochter Soja übersetzte.

Soja war eine sehr selbstständige, aktive Frau, kämpfte im Hintergrund für das Frauenstimmrecht, vertrat moderne Ansichten und war sehr weltoffen. Sie hatte ein starkes Gerechtigkeitsempfinden und verstand sich zu wehren. Sie war eine tüchtige und für ihre Patienten äusserst engagierte Ärztin. Ihr soziales Wesen zeigte sich auch darin, dass sie auf tiefe Ansätze hielt in ihren Rechnungen. Sie mischte sich nicht in Belange der Fabrik ein, ausser als SIBIR-Kühlschränke in den Osten exportiert wurden. Da waren ihre Russisch-Kenntnisse natürlich hilfreich und öffneten Türen.

Im Familienhaushalt war stets eine Hilfe anwesend. Dies ermöglichte den Stierlins ein stabiles, verbundenes Familienleben, trotz der vielseitigen Beanspruchung. Das gemeinsame Mittagessen war heilig – und ebenso das abendliche, manchmal emotionale Vorlesen für die beiden Kinder, dies vor allem durch Hans Stierlin.



Liefer- und Service-Wagen der Firma, um 1952, im Auto Peter Stierlin.

Ländlerkönig mit Geschäftssinn

Sepp Stocker, 7. Februar 1898 bis 25. November 1949



Stocker Sepp (zweiter Musiker von links) bei Aufnahmen für die Wochenschau auf dem Flughafen Dübendorf, um 1938.

In den Jahren von 1920 bis 1940 war nicht etwa die Innerschweiz das Epizentrum der Ländermusik, sondern die Stadt Zürich, genauer das Niederdorf. Die Hochburgen hiessen „der Wellenberg“, „der Türken“ und „die Gans“, welche heute noch existiert. Dort feierte Stocker Sepp mit seiner „1. Unterwaldner Bauernkapelle“ während vieler Jahre Erfolg um Erfolg.

Der Name der Kapelle traf aber wenig zu. Stocker wurde in Wollerau SZ geboren und machte eine Lehre als Buchdrucker in Richterswil. Dann zog er auf die „Walz“ nach Genf. 1921 liess er sich in Zürich nieder und arbeitete zunächst beim „Tages-Anzeiger“, später in der Buchdruckerei Jean Frey als Schriftsetzer.

Daneben (wenn man dem „daneben“ sagen kann) spielte er aber immer Musik, im Alter von 14 Jahren mit seinem volksmusikbegeisterten Klassenlehrer, mit 16 in einer eigenen Gruppe und in Genf in einer Blaskapelle. Bald trat er im Duo als „Unterwaldner Bauernkapelle“ auf. Der Name sei auf einen Zufall zurückzuführen, erzählte er: Er habe günstig einen Posten gestickte Nidwaldner Trachtenblusen kaufen können.... Und dass er den Geschlechtsnamen vor den Vornamen stelle, sei halt in der Innerschweiz üblich.

Guter Musiker und Geschäftsmann

Jedenfalls verstand er es, nur die allerbesten der damals bekannten Volksmusikanten um sich zu scharen – Heiri Meier, Dominik Märchi, Walter Wild etwa und Jost Ribary. Sepp war

zwar an der Klarinette kein Überflieger, aber er spielte eben nicht nur die gewohnten Ländler, Schottisch, Polka, Mazurka und Walzer. Bei ihm tanzte man auch die modernen Fox oder One-Step. Es folgten in den 30er-Jahren Auswärtskonzerte mit drei bis acht Mann, mehrere einwöchige Auftritte in Paris und London bei Auslandschweizern. Gereist war er mit Walter Mittelholzers eben gegründeter „Ad Astra“ (1. Fluggesellschaft der Schweiz). Schallplattenaufnahmen kamen dazu bei allen bekannten Labels in der Schweiz und im Ausland, ebenso Radioauftritte in Zürich. Gage: Vergütung der Tramspesen, aber dafür Werbung für den Verkauf von Platten. Daneben gab er – zusammen mit seiner Frau – die „Schweizer Musiker- und Artisten-Revue“ heraus.

Fast schon unsterblich wurde er durch seine täglichen Auftritte an der Landesausstellung 1939, der unvergessenen „Landi“. Hunderttausende sahen ihn dort. Darüber hinaus organisierte er die Auftritte sämtlicher anderer Formationen. Überhaupt war er sehr geschäftstüchtig – er liess an Wochenenden bis zu zehn Kapellen gleichzeitig unter seinem Namen auftreten und spielte „sprungweise“ bei jeder mit. Er hatte es als einer der ersten verstanden, dass man gute Musik nicht nur machen, sondern auch verkaufen musste, um davon zu leben. Wobei er immer in seinem Brotberuf blieb, auch wenn er nicht mehr zu 100 % arbeitete.

In Schlierens Blumenau

1936 liess er sich in Schlieren nieder, im wunderschönen Chalet „Blumenau“, und viele Schlieremer werden ihn mit Stolz an der Landi besucht haben. Das Chalet stand am Platz der heutigen Alterssiedlung Mühleacker. Friedensrichter und Stegreif-Dichter Ruedi Weidmann beschrieb in seinen Erinnerungen (Jahrheft 2005, „Esoo isch es gsii“), wie die Kinder und Anwohner gelegentlich ein Gratis-Konzert bekamen und sich um das Anwesen versammelten:

*Deet, wo hütt d'Alterssiedlig staht
händ s'Lipse gwonnt und wie so gaht
sind s'Lipse und d'Spalier dänn gstorbe
de Stocker Sepp hät s'Huus erworbe.*

*Statt is Bett und us de Hose,
sind miir an Haag go Musig lose.
Dank däne Fäscht ir Bluemenau
isch d'Mueter Boos, die gueti Frau,
ohni Ruhm und ohni Orde,
scho doozmaal hundert Jahr alt worde.*

*Säb Huus hät nachli Gschicht dänn ghaa
doch säb gaht niemer öppis aa...*

Ruedi Weidmann verewigte den Ländlerkönig mit diesem Gedicht (Ausschnitt aus „Esoo isch es gsii“, 1981, Schliermer Dorfgschichte).



Sammelalbum mit 10 Schellack-Platten von Stocker Sepps 1. Unterwaldner Ländlerkapelle, aus den 30er-Jahren.

Was für eine „Gschicht“ Ruedi Weidmann meint, wissen wir nicht – aber mit der „Mueter Boos“ ist Sepps Frau gemeint, Rosa Boos, die er 1927 ge-

heiratet hatte. Die beiden betreuten zeitweise 60 Kaninchen, 60 Hühner, Hund und Katze sowie rund 300 Edelobstbäume. Die Früchte erntete Sepp zwar kaum selbst, aber er brachte das Schlieremer Obst am Abend oft korbweise seinen Kollegen im Niederdorf. Er war ein Original, grosszügiger Gastgeber, berühmt und bestaunt bei seinem Publikum wie nur wenig andere. Mit Alkohol (sonst eher ein problematisches Feld für Musiker in jener Zeit) ging er sehr sparsam um – wohl eine Stange Bier hie und da, aber nur 4 cm hoch, der Rest Schaum. Auto fahren konnte er nicht; wenn es spät wurde, liess er sich von einem Kollegen fahren, oder er mietete ein Doppelzimmer – ein Bett für sich und eines für seinen Dackel. Ursprünglich Zigarettenraucher, schulte ihn seine Rosa dann auf Cigarren und Stumpen um.



Stocker Sepp (links) vor dem berühmtesten „einschlägigen“ Konzert-Lokal, der Bierhalle Gans beim Central.

Stocker Sepp starb 1949 nach einem Treppensturz in seinem Chalet. Seine Musik ist etwas in Vergessenheit geraten. Volksmusik wird heute in anderen Formationen gespielt, von den jungen Musikanten wird in der lebendigen Szene auch viel experimentiert. Doch die beliebtesten seiner über 200 Kompositionen (als Beispiel „Zürcher

Strandbadleben“, „Echo vom Üetliberg“, „Züri-Leu“ oder „Paris in Sicht“) bleiben wohl unsterblich, auch wenn der Klang der alten Schellackplatten Patina angesetzt hat... Wobei nicht sicher ist, ob all die Tänze auch wirklich von ihm stammen oder ob er sie von Kollegen übernommen hat. Wie es sich in dieser fröhlichen Art von

Volksmusik gehört, spricht aus vielen Titeln der Schalk, z.B. „Im Schinkebrotcasino Züri“ oder „Einzug der Stierkämpfer in Zürich“; auch hinter den Tänzen „An der schönen blauen Limmat“ und „Im Weissen Rössel am Faulensee“ liegt ein Augenzwinkern.



Das wunderschöne Chalet „Blumenau“. Hier steht heute die Alterssiedlung Mühleacker.



Ein Konzert vor dem Abflug in Dübendorf, 1938; Stocker Sepp ist 2. v.r.



Stocker Sepp (Mitte) mit Koryphäen der Ländler-Musik. Stehend u.a. Heiri Meier (2.v.l.), Domink Märchi (4.v.l.), Kari Eichhorn (1.v.r.), Walter „Bohnebluescht“ Rusterholz (2.v.r). Dank ihnen gelang es ihm, gleichzeitig an mehreren Orten „aufzutreten“. Aufnahme um 1930.

Bauer, Dichter, Friedensrichter

Ruedi Weidmann, 11. Oktober 1930 bis 18. April 2012

**Was wir hier alles investieren
Für unser – oft geschmähtes – Schlieren
Wird eines Tages dann zuletzt
Vielleicht ein wenig auch geschätzt.**

**Der Blick zurück
kann manches bringen;
Damit soll höflich auch gelingen
Für die Zukunft opportun
Das Nötige, zur Zeit, zu tun!**

In diesem Sprüchlein, dem Autor dieses Jahrhefts gewidmet, leuchtet Ruedi Weidmann, wie er eben war: Humorvoll, ein bisschen ironisch, aber auch mit einer philosophischen Ader und Liebe zu seiner Heimat.

Ein schwieriger Start ins Leben

Als Ruedi Weidmann im Oktober 1930 das Licht dieser Welt erblickte, zogen an verschiedenen Horizonten dunkle Wolken auf. In Berlin wurde der Weg für die Hitler-Bewegung geeb-

net, während in Schlieren sein Vater Heiri, den vom Grossvater mit wenig Eigenkapital gekauften Bauernbetrieb, übernehmen musste. Die Zeiten waren unsicher, wirtschaftlich ging es der Bevölkerung sehr schlecht.

Der Weg als Bauer vorgezeichnet

Mit seinen Eltern und seinen Geschwistern – dem zwei Jahre älteren Bruder Edwin und der zwei Jahre jüngeren Schwester Emma – wuchs Ruedi an der Sägestrasse 8 in Schlieren in einer Grossfamilie auf. Geld war Mangelware und alle mussten die Gürtel eng schnallen. Die Schule hingegen bereitete dem jungen Ruedi kaum Probleme. Er brachte gute Noten nach Hause und war geschickt in allen Belangen. Bald galt er zu Hause als erklärter Nachfolger für den Bauernbetrieb, da sein älterer Bruder Edwin ein echter Musterschüler war und später im kaufmännischen Bereich Karriere machte.

Die Landwirtschaft prägt den jungen Mann

Die 1930er- und 1940er-Jahre waren eine schwere Zeit. Die Kriegswirren und manchmal auch die Angst vor gewalttätigen Schulmeistern prägten diese Ära. Mit dem Zweiten Weltkrieg endete auch Ruedis Schulzeit. Es folgte eine landwirtschaftliche Ausbildung in einem Grossbetrieb in der Romandie, wo den jungen Mann aber erhebliches Heimweh plagte.

Den Aufenthalt im Strickhof, wo er zum Meister ausgebildet wurde, genoss Ruedi Weidmann sehr. „Hier habe ich die richtige Einstellung und Freude am Bauernberuf gefunden“, betonte er gerne. Die Arbeit zu Hause gestaltete sich indes schwierig, da sein Vater und er doch sehr unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich Betriebsführung hatten, was immer wieder zu Streitereien führte. Erst als



Klassenfoto vor dem Roten Schulhaus. Ganz oben links der junge Ruedi Weidmann.

Ruedi den Hof 1960 übernahm, verbesserte sich die Situation schlagartig.

Seine Frau Margrith Weidmann-Frauenfelder lernte Ruedi im Turnverein kennen, wo sie den Damen-turnverein leitete. 1955 heirateten die beiden und konnten das Nachbarhaus an der Sägestrasse 10 beziehen, welches seine Eltern 1948 erworben hatten. Von 1956 bis 1964 wurden die Kinder Ruedi, Ueli, Margaret und Annelies geboren.

Schon 1964 hatte Ruedi Weidmann entschieden, sich ganz vom Vieh zu trennen und nur noch Ackerbau zu betreiben. Diese Art der Betriebsführung war zu jener Zeit sehr ungewöhnlich. Es gelang ihm, 50 Hektaren Land zusätzlich zu pachten. Fortan pflanzte er erfolgreich Getreide, Erbsen, Bohnen und Mais an.

Vielfältiges Engagement schon in jungen Jahren

Früh engagierte sich Ruedi politisch und gesellschaftlich in und für Schlieren. Als Vorstandsmitglied der BGB (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, später SVP), als Schulpfleger und ab 1973 während 24 Jahren als Friedensrichter. Dieses Amt brachte ihm grosse Anerkennung und auch persönliche Befriedigung.

Rund 5'000 Fälle konnte er als Friedensrichter abschliessen und war damit im ganzen Kanton Zürich der Spitzenreiter. Besonders stolz war er darauf, dass er die Kläger in sehr vielen Fällen davon überzeugen konnte, die Angelegenheiten gütlich zu bereinigen. Mit Geschick und oft auch mit einer gehörigen Portion Überzeugungskraft konnten viele Streitigkeiten beigelegt werden. Und wenn es sein musste, redete er den zerstrittenen Kontrahenten mitunter auch in deutlichen Worten ins Gewissen. In dieser Tätigkeit hat Ruedi Weidmann



Rekrut Ruedi Weidmann leistete pflichtbewusst aber ohne Ambitionen seinen Militärdienst.

die Schlieremerinnen und Schlieremer von einer manchmal nicht sehr erfreulichen Seite kennengelernt und natürlich auch Einblicke in viele persönliche Schicksale erhalten.

Allerdings war er von seinem patriarchalischen Weltbild stark geprägt, und gerade bei ehelichen Problemen hatten es die Frauen beim Friedensrichter manchmal gar nicht einfach.

Übergabe des Hofes an die nächste Generation

Das Amt des Friedensrichters war sehr intensiv, und so freute er sich, als er den Bauernbetrieb in den 1980er-Jahren seinem zweitältesten Sohn Ueli übergeben konnte. Dieser hatte neben der landwirtschaftlichen Ausbildung auch eine Lehre als Kunstschmied im Betrieb von Heinz Bracher in Dietikon absolviert.

Auch beim Rotary-Club Zürich-Dietikon gehörte Ruedi Weidmann zu den engagierten Mitgliedern. Insbesondere die landwirtschaftlichen Hilfsprojekte in Rumänien unterstützte er mit viel Herzblut und Energie. Es schmerzte ihn aber zutiefst, wenn er – was wiederholt der Fall war – feststellen musste, dass die als Hilfe zur Selbsthilfe gelieferten Waren und Maschinen unsorgfältig behandelt wurden.

Dem Männerchor hielt er fast ein halbes Jahrhundert lang die Treue. Im Kreise dieser Kameraden fühlte er sich ausserordentlich wohl und erwarb sich auch hier grosse Verdienste – ganz besonders bei der Mitgliederwerbung, wo er recht hartnäckig sein konnte...wie jüngere Jahrgänge in Schlieren zu berichten wissen.



Hochzeit von Margrith und Ruedi in der Reformierten Kirche Schlieren am 12. November 1955.

Schicksalsschläge blieben nicht aus

Eine schwere Zäsur in Ruedi Weidmanns Leben war der Tod seiner Ehefrau Margrith. Hatte er ihr und der Familie genug Zeit gewidmet oder waren ihm seine gesellschaftlichen und politischen Aktivitäten wichtiger ... zu wichtig gewesen? Diese Fragen trieben ihn im Alter um, machten sein sonst so heiteres Gemüt manchmal schwer. Er war hart in der Selbstkritik und schonte sich wahrlich nicht.

Der Autor Ruedi Weidmann

Ruedi Weidmann war – und dies war mit Sicherheit eine seiner auffälligsten Begabungen – ein begnadeter Schreiber. Er pflegte diese Leidenschaft in vielen Formen. So war er beispielsweise Kolumnist unter dem Pseudonym pacifer, verfasste journalistische Beiträge für verschiedene Zeitungen und war auch als Autor von treffend formulierten Nachrufen weiterum bekannt. Die Nachrufe waren keineswegs nur bekannten Persönlichkeiten mit Ämtern und Meriten gewidmet. Ruedi Weidmann schrieb sehr gerne zum Abschied auch über Menschen, die es nicht leicht gehabt hatten, die am Rand der Dorfgemeinschaft gestanden und wenig Ansehen genossen hatten.

Seine Texte waren häufig heiter und voller Zuversicht, oft aber auch gesellschaftskritisch. Er schaute genau hin, Heuchelei prangerte er mit Vorliebe an. Als Glossenschreiber packte ihn dann aber seine Frohnatur wieder und er brachte gar manche Zeitgenossen mit seinen Zeilen zum Schmunzeln.

Eine ganz besondere Leidenschaft waren für Ruedi Weidmann seine Gedichte. Als grosser Bewunderer von Wilhelm Busch, den er in jeder Lebenslage frei zitieren konnte und dies auch gern und häufig tat, war er selbst ein sehr talentierter und begeisterter Dichter. Kaum ein Anlass, an dem sich Ruedi nicht erhob

und ein Gedicht zum Besten gab. Ob privat als Familienvater, Freund oder Kollege, aber auch bei vielen anderen Anlässen waren Ruedis Gedichte omnipräsent. Heiter und philosophisch waren diese Gedichte, von denen es wohl Tausende gibt.

Und einmal wurde Ruedi Weidmann sogar zum Verleger. 1981 gab er das

Büchlein „Schliermer Dorfgschichte – verzellt vom Gmeindschriiberheiri“ heraus. Er brachte dabei die Erzählungen des alt Strassenmeisters Heiri Bräm (geb. 1915) zu Papier und schloss das Büchlein – wie könnte es anders sein – mit seinem Gedicht „Esoo isch es gsii“ ab. Dieses Gedicht wollen wir – zumindest auszugsweise – der Leserschaft des Jahrbüchleins nicht vorenthalten:

Esoo isch es gsii

*Mängmaal hät mer langi Ziit
nach eme Dorf, mit liebe Lüt
Erinnerige ane Ziit,
wo rund füzg Jahr di hine liit:*

*Schliere, es Dorf i aller Stilli,
es Dorf, mit Saagi, Bach und Mülli.
Puurehüüser, Chüe im Stall,
Chind uf de Strasse überall.*

*Sattler, Huef- und Wageschmied,
de Beck, was suuri Zältli giid,
Zimmerlüt, Fuerhaltereye,
Lädeli und Spezereye.
Heufueder, Mischt- und Garbewääge,
Zaine, zum Schiitli umeträäge,
Bräamechessel, Zuchtstierhalter,
de Saabelhans im hööche Alter
und ander Lüt, mit ander Gschichte,
wo iich jetz gärn devoo wett brichte:*

*Vis-à-vis, de Saagi Frey,
liferet e längers Gschrey,
will de Lörcher nüd guet ghöört,
isch säb Verheltnis öppe g'stöört.*

*D'Rosa, em Biiswind siini Frau
tänkt: Scho wieder, nei aberau!
gemässe chunnt sie abe z'ränne,
paraad, zum die zwee Lärmi z'tränne.*

*Schneidig git's dänn wieder Rueh,
de Vollgatter haut's abb und ue,
de Bächler fiilet anere Schaarte,
de Bartli hacket siini Schwaarte.*

Ruedi Weidmann, 1981



Weit herum bekannt war Ruedi Weidmanns Güllewagen mit der Aufschrift „Eau de Cologne“.

Als das Büchlein „Schliermer Dorfgeschichte“ in der Stadtbibliothek vorgestellt wurde, gab sich der gesamte Stadtrat die Ehre. Alt Strassenmeister Heiri Bräm hatte kurz vor seiner Pensionierung einen schweren Arbeitsunfall erlitten und war seither an den Rollstuhl gefesselt. Er erzählte Geschichten aus seinem Leben, die sein Freund Ruedi Weidmann zu Papier gebracht hatte. Innert wenigen Tagen waren bereits 750 dieser Büchlein verkauft... ein lokaler Bestseller also. Alle Anwesenden an der Vernissage waren von dieser Arbeit tief beeindruckt, und Stadtpräsident Heiri Meier dankte dem Erzähler und dem Schreiber sichtlich bewegt.

Markante Persönlichkeiten

Nicht immer aber waren seine Texte so idyllisch. Ruedi Weidmann war ein politischer Mensch mit grossem Interesse für „sein“ Schlieren, und er mischte sich auch ein, wenn die Meinungen auseinander gingen. Ei-

ner seiner politischen Lieblingsgegner war Paul Furrer, mit dem er seit seiner Kindheit bekannt war und in unmittelbarer Nachbarschaft an der

Sägestrasse lebte. Die beiden waren zwar sehr unterschiedlich positioniert, beide wussten ihre Standpunkte aber trefflich zu vertreten. So kam es in zahlreichen Streitgesprächen, aber auch in öffentlichen Publikationen in Form von Leserbriefen zu pointierten Schlagabtauschen zwischen diesen beiden markanten Schlieremer Persönlichkeiten.

Talentierte und grosszügig

Ruedi Weidmann war ein Mann mit vielen Talenten, einem grosszügigen Wesen und einer ausgeprägten Herzlichkeit. Und sehr viele Schlieremer haben ihn ganz sicher in liebevoller Erinnerung behalten.

Aber wo viel Licht ist, ist auch Schatten. Manchmal fehlte es in seinem doch sehr klaren Weltbild auch am Verständnis für andersdenkende Menschen oder Kulturen, für deren Einstellungen, Sorgen und Nöte. In jungen Jahren – dafür stand er später offen und sehr kritisch ein – war ihm die gesellschaftliche Anerkennung sehr wichtig. Darunter litten manchmal seine nächsten Angehörigen.



1947: Familienfoto hinter dem Wohnhaus an der Sägestrasse 8.

Oben v.l.r.: Heinrich Weidmann (Vater), Emma (Schwester), Edwin (Bruder), Emma Weidmann-Meier (Mutter) und Ruedi Weidmann.

Unten v.l.r. Anna Störchlin-Weidmann und Berta Weidmann (Schwestern von Heinrich).



Glück im Unglück hatte Ruedi Weidmann im Oktober 1963 im Schlieremer Wald. Als sein Traktor im Lölimoos ins Rutschen kam, sich querstellte und überschlug, wurde Ruedi Weidmann unter dem Traktor eingeklemmt. Wie durch ein Wunder kam er mit schweren Prellungen und Rippenbrüchen davon. Um ein Haar, wäre an diesem Tag sein Leben viel zu früh beendet worden.

Gesellig bis am Schluss

Am 18. April 2012 verstarb Ruedi Weidmann still und leise in seiner Wohnung. Auf dem Sofa sitzend hatte sein Herz zu schlagen aufgehört und ein sehr aktives und erfülltes Leben fand sein Ende auf ganz unspektakuläre Weise.

Ruedi Weidmann war ein ausgesprochen geselliger Mann. Er liebte es, mit Verwandten, Freunden, Nachbarn oder Bekannten zusammenzusitzen. Beim Jassen, Singen, Diskutieren oder Feiern war ihm richtig wohl, und bis zum Schluss gab es kaum ein geselliges Treffen, bei dem er nicht in der Jackentasche nestelte, um das neues-

te Gedicht hervorzuholen und vorzutragen.

Wir haben den Text zu Ruedi Weidmann mit einem Gedicht begonnen und wollen ihn mit einem ebensolchen abschliessen. Wenige Tage vor seinem Tod am 18. April 2012 bezeichnete er dieses Gedicht als „mein Bestes!“.

Hoffnung

*Die Sterblichkeit ist überwunden,
der Schritt ins Jenseits ist vollbracht;
irdisches Sein ist sanft entschwunden,
ein helles Licht verdrängt die Nacht.*

*Des Daseins Last, hoch in den Sternen
überstrahlt von Ewigkeit;
in unbekannten, lichten Fernen
wartet die Vollkommenheit.*

*Trauer, Trost, irdisches Mühen
Erdegebunden, abgezählt;
Den Blick hinauf, wo Sterne glühen:
Selig, wer die Hoffnung wählt!*

Ruedi Weidmann (2012)



Quellenverzeichnis

Leni Altwegg

Neue Wege 7/8, 2003
Erwägungen, Journal der Theologischen Bewegung TheBe 2/09
Euch zeig ich's, Limmatverlag Zürich 2014
Spitex-Magazin 3, 2015
notabene, Zeitschrift für die Mitarbeitenden der Zürcher Landeskirche 8/2018
90plus, mit Gelassenheit und Lebensfreude, Limmatverlag Zürich 2019
(Danke für die freundliche Überlassung der Bildrechte)
Reformiert, 28. August 2019
Gespräche mit Frau Leni Altwegg
Erinnerungen von Bekannten

Hans Bachmann

Neue Schlierener Zeitung, Dez. 1990
Eigener Lebenslauf 2004
Erinnerungen von Peter Ringger und Röbi Welti
Dokumente und Erinnerungen von Tochter Rosmarie Löhrl
Persönliche Erinnerungen

Edi Böhlinger

Eigener Lebenslauf
Eigener Bericht über die Kohleförderung im Berner Oberland
Kirchenbote Juni 2012/November 2016
Gespräche mit Edi 2011
Unterlagen und Gespräche mit Tochter Esther Böhlinger Liechti 2019
Persönliche Erinnerungen

André Stücker alias Chiko

Autobiographie von André Stücker 1980
(mit schriftlichen und mündlichen Ergänzungen von Josef Stücker)
Gespräche mit Susi Läderach, Fotodokumente von ihr
Persönliche Erinnerungen

Dr. Ursula Fortuna

Dokumentationen aus dem Internet
Informationen und Illustrationen von Peter Ringger
Beiträge im *Limmattaler* (20.12.2017) und im *Tages-Anzeiger* (16.3.2011)
Persönliche Erinnerungen

Caroline Geistlich

Archiv Heinrich Geistlich-Emmenegger sel.
Ein Gang durch die Erinnerungen rund ums Bethel in Schlieren, Jörg Wiederkehr
Jahrheft Schlieren 2005, Beitrag Dorothea Hirzel-Geistlich
Kantonale Denkmalpflege Zürich
Staatsarchiv Zürich
Sterbebuch Friedhof Schlieren
Berichte und Dokumente von Dorothea Hirzel-Geistlich
Dokumente von Rosa Geistlich-Emmenegger

(Johann) Heinrich Keller

Historisches über Taubstummenbildung, Eugen Sutermeister, Bern 1915
Historisches Lexikon der Schweiz
Geschichten aus dem Alltag, Schlieren 1750-1914, Bruno Meier/Verena Rothenbühler 2017
Taubstumme und Taubstummheit im alten Zürich, Eduard Kolb, St. Gallen 1961
Heinrich Keller, der Gründer und Leiter des ersten Taubstummen-Instituts der Schweiz..., Markus Wyss 2002
Gemeinnützige Helvetische Nachrichten, Dr. Döpfer, 1801
Informationen Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik, Zürich
Jahrheft Schlieren 1957

Theodor Mengis jun.

Die Schweiz, Illustrierte, 9/1909
Bestand Pritzker, Archiv Dr. med. Boris Pritzker, Archiv ETH
Saiten, *Ostschweizer Kulturjournal* Nr. 275, Februar 2018
Staatsarchiv Zürich, Steuerregister Schlieren 1910 / 1920
Staatsarchiv Zürich (Z 110.5, Clemens Bernet)
Staatsarchiv Zürich, Informationen Dr. Pfister 2010
Div. Unterlagen *NZZ* (22.10.1950) und *Volksrecht*
Die Entwicklung der Todesstrafe, Léonie Calame Zürich 2016
Vom Scharfrichteramt ins Zürcher Bürgertum, Steinfels/Meyer Zürich 2018
Illustrationen: Archiv Blocher/Meier/Alderich Küng
Mündliche Informationen Heiri Meier, Paul Furrer

Kurt Scheitlin

Kurzer Lebensabriss, Kurt Scheitlin 1991
Dokumente des Freien Gymnasiums Zürich
Bücher und Texte von Kurt Scheitlin u.a.
• *Dreissig sechzig und hundertfältig*, 1955 • *Tränensaat, Freudenernte*, 1947 • *Wir Kinder vom Negerdorf*, *Jahrheft 1996*, Schlieren
Geschichte der Genossenschaft Laudinella
Berichte aus der Familie
Persönliche Begegnungen

Dr. h.c. Hans Stierlin

Der Linke, der das Kalte liebte, Michael Stötzel Work, 18.2.2010
Verkannte Visionäre, Helmut Stadler, NZZ-Verlag 2011
Fidel Castro der Kühlschränke, Beobachter 12/2011
Hans Stierlin – Kühlschrank-Kapitalist und Trotzist, Nicolas Hermann (Masterarbeit 2017)
Div. Dokumente im Archiv für Zeitgeschichte der ETH
Berichte von ehemaligen SIBIR-Mitarbeitern
Gespräche mit Helen und Peter Stierlin

Sepp Stocker

Limmatspritzer, Nebelspalter, Fritz Herdi 37/1974
Archiv VSV (Verband Schweizer Volksmusik), div. Autoren
GVS-SMPS Gesellschaft für Volksmusik 2018
Lexikon der Schweiz. Volksmusikanten, Ernst Roth 1987, 1994
Schweizer Volksmusik, Ernst Roth 2006

Ruedi Weidmann

Eigener Lebenslauf
Persönliche Unterlagen und Erinnerungen
Gespräche mit Verwandten und Freunden
Diverse Jahrhefte der Stadt Schlieren

Bisher erschienene Jahrhefte

1954	<i>Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren</i>	Gustav Fausch (vergriffen)
1955	<i>Vom Schlieremer Wald</i>	Dr. Emil Surber (vergriffen)
1957	<i>Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten</i>	Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
1959	<i>Schlieren vor 100 Jahren</i>	Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
1961	<i>Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759</i>	Rolf Grimm (vergriffen)
	<i>Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910</i>	Eduard Böhringer
	<i>Albert Vollenweider-Schuler, Lebensfragment eines alten Schliereners</i>	Heinrich Wipf
	<i>Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien</i>	Heinrich Meier-Rütschi
1963	<i>Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren</i>	Heinrich Meier-Rütschi (vergriffen)
	<i>Bürgernutzen vor 100 Jahren</i>	Dr. Hans Heinrich Frey
	<i>Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren</i>	Heinrich Meier-Rütschi
	<i>Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren</i>	Rudolf Grimm
1965	<i>Die grosse Schulreise von 1833</i>	Rudolf Grimm
1967	<i>Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824</i>	Hans Höhn
1970	<i>Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, I. Teil</i>	Peter Ringger
1972	<i>Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, II. Teil</i>	Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
1975	<i>Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie</i>	Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
1977	<i>Gerichtsbüchli von Schlieren</i>	Eingeleitet von Ursula Fortuna
1979	<i>Die Öffnung von Schlieren</i>	Dr. Ursula Fortuna
1981	<i>Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875</i>	Dr. Ursula Fortuna
1992	<i>Ein Schlieremer erlebt Amerika</i>	Kurt Scheitlin
1993	<i>Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939</i>	Heiri Meier
1994	<i>Von der „Lymhütte“ zum chemischen Unternehmen – Ed. Geistlich Söhne AG</i>	Philipp Meier und Heinrich Geistlich (vergriffen)
1995	<i>Das Kohlengaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974</i>	Max Kübler (vergriffen)
1996	<i>Wir Kinder vom „Negerdorf“</i>	Heidi und Kurt Scheitlin
	<i>Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegründet 1893</i>	Rudolf Weidmann
1998	<i>Schlieren während des Zweiten Weltkriegs</i>	Heiri Meier und Kurt Frey
1999	<i>Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters</i>	Eduard Böhringer
	<i>Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern und Schiebern.</i>	
	<i>Die Geschichte der Wasserversorgung von Schlieren</i>	Karl Stoller
2000	<i>Schlierens Orts- und Flurnamen</i>	Dr. Alfred Egli
2001	<i>Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit</i>	Kurt Frey und andere Autoren
2002	<i>„Feuer und Wasser“ – Die Limmatkorrektur 1876-1912</i>	Philipp Meier
	<i>Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren</i>	Robert Binz und Angehörige der Feuerwehr

2003	3 Jubiläen: 50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren 25 Schlieremer Jahrhefte Schlieren – 200 Jahre beim Kanton Zürich Schlieremer Dorfgeschichte Schlierens 300-m-Schiessanlagen	Paul Furrer und Heiri Meier Heiri Meier und Kurt Frey Peter Suter Heiri Bräm und Rudolf Weidmann Robert Binz
2004	Die Schule Schlieren im erneuten Wandel 1950–2000: Beiträge von ehemaligen Behörden- und Verwaltungsmitgliedern, Lehrkräften und Schülern	
2005	Schlieremer Quartiere, Rückblicke und Erinnerungen	verschiedene Autoren
2006	Schlieren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten	Heiri Meier
2007	Gotteshäuser und Wirtshäuser in Schlieren	Kurt Frey, Robert Binz, Philipp Meier
2008	Schlieren zwischen 1960 und 1990	Heiri Meier
2009	Ent-sorgen	Peter Suter und andere Autoren
2010	Als die Post nach Schlieren kam	Kurt Frey, Peter Hubmann und andere Autoren
2011	ubi bene, ibi patria – Geschichten aus der Immigration	Philipp Meier
2012	Von der Selbstversorgung zur Selbstbedienung	Kurt Frey, Peter Schnüriger, Peter Suter
2013	Mit Schwung ins neue Jahrtausend	Jack Erne, Peter Hubmann, Charly Mettier, Jean-Claude Perrin, Peter Voser
2014	Sanieren – Was? Wer? Wozu?	Peter Suter, José Pujol, Robert Angst, Martin Ricklin, Trudi und Peter Hubmann-Lips, Hansruedi Steiner, Bea Krebs, Sr. Elisabeth Mügglar
2015	Schlieren zwischen Kloster und Spital	Peter Suter
2016	Gruss aus Schlieren – Ein Jahrhundert im Spiegel von Ansichtskarten	Philipp Meier
2017	Bauen in Schlieren – Vom Bauerndorf zum Wirtschaftszentrum	Peter Voser, Peter Hubmann, Peter Schnüriger, Heinz Schröder, Jack Erne
2018	„S'Limmi“ – Unser Spital Limmattal 1970 und 2018	Peter Voser
2019	Öises Schlierefäscht 1969 bis 2019	Charly Mettier
2020	Schlieremer Zeitzeugen (Teil I)	Philipp Meier

Alle seit 1954 erschienenen Jahrhefte finden Sie als PDF-Dateien zum Herunterladen auf der Webseite der Stadt Schlieren www.schlieren.ch (Bereich „Jahrhefte“ im Sektor „Über Schlieren“).

